

saarbrücker hefte

Die saarländische Zeitschrift
für Kultur und Gesellschaft **109** Sommer 2013
EUR 7,80

Bodap.st. - Bonus 12. 3:0

Spaßgesellschaft
Als der Fußball noch geholfen hat

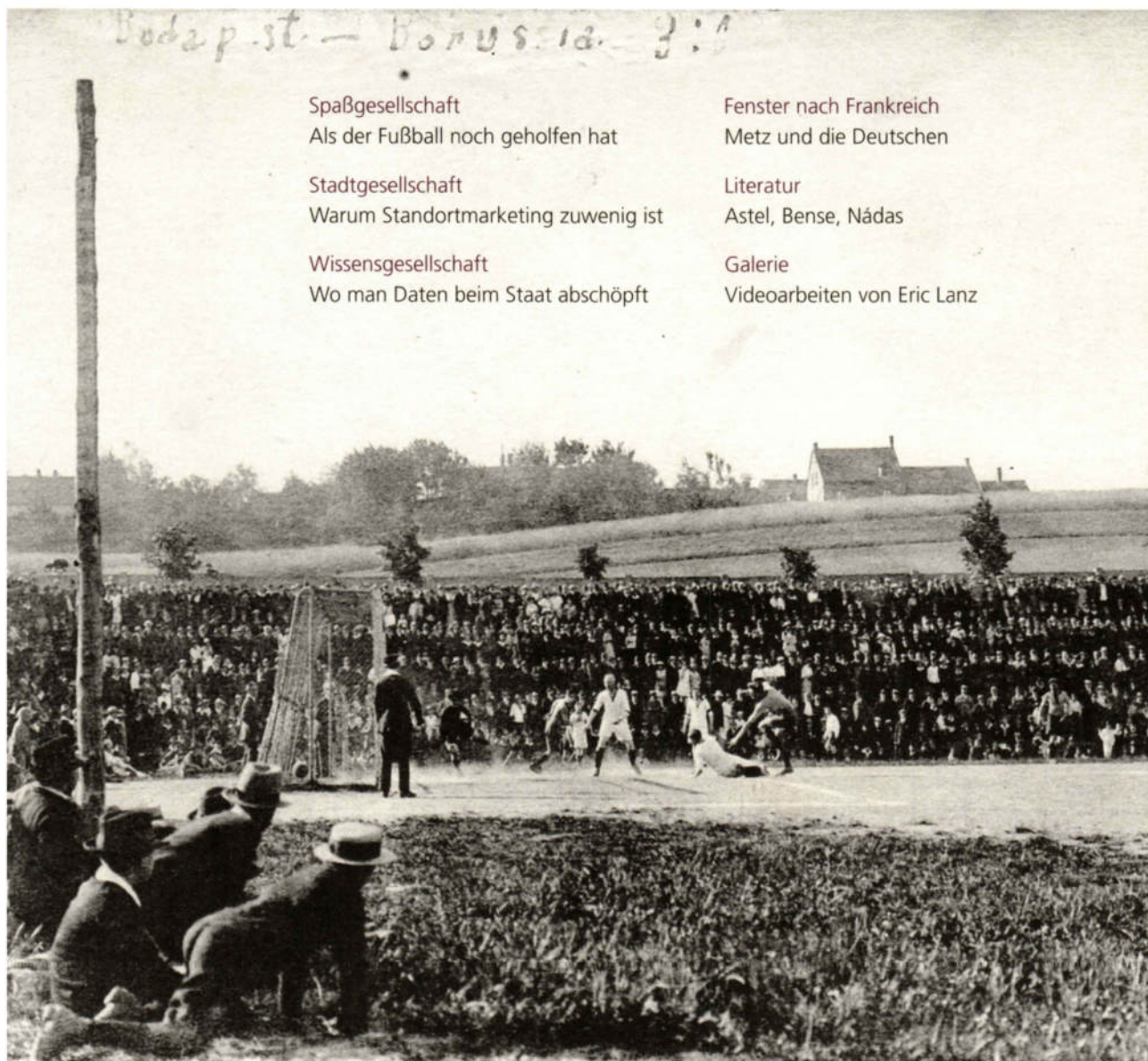
Stadtgesellschaft
Warum Standortmarketing zuwenig ist

Wissensgesellschaft
Wo man Daten beim Staat abschöpft

Fenster nach Frankreich
Metz und die Deutschen

Literatur
Astel, Bense, Nádas

Galerie
Videoarbeiten von Eric Lanz



Herausgeber:

Verein Saarbrücker Hefte e. V.

Redaktion:

Julian Bernstein, Mirka Borchardt, Bernhard Dahm, Achim Huber (v. i. S. d. P.), Bernd Nixdorf,
Dietmar Schmitz, Herbert Temmes

Redaktionsadresse:

Hohe Wacht 21, 66119 Saarbrücken, Telefon/Fax: (0681) 58 54 18
e-mail: info@saarbruecker-hefte.de

Postadresse:

Saarbrücker Hefte, Postfach 102616, 66026 Saarbrücken

Internet:

www.saarbruecker-hefte.de

Verlag:

Pfau-Verlag, Postfach 102314, 66023 Saarbrücken
Telefon: (0681) 416 33 94, Fax: -95, e-mail: info@pfau-verlag.de

Herstellung:

Druckerei und Verlag Steinmeier, Deiningen

Layout:

Sigrid Konrad

Verkaufspreis:

Einzelheft EUR 7,80

Jahres-Abo EUR 11,80 (2 Hefte zuzüglich Porto)

Abo-Bestellungen an den Pfau-Verlag, Postfach 102314, 66023 Saarbrücken

Die Zeitschrift ist im Buchhandel erhältlich.

Einsendungen von Manuskripten an die Postfachadresse der Redaktion.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen.

Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe:

Georg Bense, Roland Bernd, Wilfried Busemann, Patrik H. Feltes, Harald Glaser, Sabine Graf,
Ulrich Herb, Bernd Reichelt, Ralph Schock, Uschi Schmidt-Lenhard, Herbert Temmes,
Igor Torres, Fabian Trinkaus, Michael Weller, Rolf Wittenbrock

Abbildungen:

Vereinsarchiv Borussia Neunkirchen (Reichelt), Herbert Temmes (Ellenfeld), Rolf Wittenbrock,
Georg Bense (Metz), Faulon & Reist (Stadtgalerie), HBKsaar (Videoinstallationen),
baubar | urbanlaboratorium (Torres), Georg Bense (Regler), Ute Werner (Nádas),
Klaus Behringer (Astel)

Titelabbildung:

Vereinsarchiv Borussia Neunkirchen

ISSN 0036-2115

ISBN 978-3-89727-506-5

Für freundliche Unterstützung danken wir
der Oberbürgermeisterin der Landeshauptstadt Saarbrücken, Saarland Sporttoto GmbH
und unseren Werbepartnern

saarbrücker hefte

*Die saarländische Zeitschrift
für Kultur und Gesellschaft*

109

Inhalt

Editorial	5	Kritik von allen Seiten
Freizeitkultur	7	<i>Bernd Reichelt</i> Ein Hauch von Weltfußball. Die Arbeitsmigration ausländischer Spieler nach dem Ersten Weltkrieg und die »Scheinblüte« des saarländischen Fußballs 1920–1924
	13	David gegen Goliath 100 Jahre Ellenfeld-Stadion in Neunkirchen
	17	<i>Fabian Trinkaus</i> Arbeiterfreizeit in der Hüttenstadt Neunkirchen vom späten 19. Jahrhundert bis zur Saarabstimmung 1935
Fenster nach Frankreich	22	<i>Rolf Wittenbrock</i> Metz entdeckt seine deutsche Vergangenheit. Von der Last der Geschichte und der Überwindung historischer Tabus
Kunst	31	Eine Bühne für aktuelle Kunst in Saarbrücken und der Großregion Ein Gespräch mit Andrea Jahn, Leiterin der Stadtgalerie Saarbrücken
Galerie	38	Eric Lanz, Videoarbeiten
Universität	45	<i>Ulrich Herb</i> Prekäres Forschen an Universitäten und die Sparpolitik der saarländischen Landesregierung
Urbanität	48	<i>Igor Torres</i> Randunschärfen Stadt, Region und die Frage nach der Zukunft
ai ti:	53	<i>Ulrich Herb und Michael Weller</i> Offener Zugang zu Verwaltungsdaten an der Saar Oder: Von Hamburgern und Rindern
Literatur	59	<i>Georg Bense</i> Der Zwang in meinem Leben oder Triptychon mit Gustav Regler
	70	»Ja, ich bin das Chaos. Chaos herrscht in mir.« Ein Gespräch mit Péter Nádas über seinen jüngsten Roman <i>Parallelgeschichten</i>
	79	Ach!zig Jahre Arnfrid Astel

- Zeit- 83 *Harald Glaser*
geschichte »Ein Werkzeug des sozialen Friedens«
Die Arbeitskammer im Saargebiet 1925–1935
- Rezensionen 102 Karin Lindemann/Monica Schefold, *Aus dem Staub gemacht*
(*Uschi Schmidt-Lenhard*)
- 104 Graf Drakeli – Die CD (*Roland Bernd*)
- 105 Johannes Schäfer, *Das autonome Saarland* (*Wilfried Busemann*)
- 107 Hermann Gätje, *Leben und Leben schreiben* (*Georg Bense*)
- 109 Eva Mendgen (Hrsg.), *Au Centre de l'Europe / Im Reich der Mitte*²
(*Patrik H. Feltes*)

Kritik von allen Seiten

Daß nicht alle Leserinnen und Leser unsere Texte mögen, sind wir gewohnt. Und dagegen ist auch nichts einzuwenden. Beanspruchen wir doch mit unserer Zeitschrift Meinungsbildung im Rahmen einer Streit- und Debattenkultur. Da gibt es Leute, die uns vorwerfen, wir seien ideologisch gefärbt (Meinrad Grewenig). Andere können uns noch viel weniger leiden und beschimpfen uns als »Feiglinge«, »Stinktiere«, »Lumpen« und als einseitiges Gesinnungsblatt (Günter Scholdt). Diese Leute meinen, wir stünden viel zu weit links. Doch das ist offenbar ein großer Irrtum. Im Mai erreichte uns ein Offener Brief der Ortsgruppe Völklingen der Partei Die Linke, in dem unserer Berichterstattung über die Diskussion zur Umbenennung der früheren »Hermann-Röchling-Höhe« eine »Gefangenschaft in der Zeit des Kalten Krieges« sowie mangelnde journalistische Sorgfalt und fehlender Anstand zur Last gelegt wurden. »Linke Menschen« wurden aufgefordert, die *Saarbrücker Hefte* »rechts« liegen zu lassen. Unser Vergehen: Wir haben in unseren Beiträgen zum Thema Röchling und Völklingen Die Linke nicht lobend erwähnt, und in Heft 105 hatte unsere Redakteurin Mirka Borchardt es sogar gewagt, eine kritische Anmerkung zum taktischen Verhalten der Partei in der Auseinandersetzung anzubringen.

Wir wollen auch künftig gesellschaftliche Ereignisse und Konflikte im Lande kritisch begleiten, in konstruktiver Weise, auch pointiert. Aber Auftragsjournalismus oder Parteimarketing sind uns fremd. So werden wir auch die Entwicklung des Völklinger Stadtteils im Auge behalten. Um kritische Stimmen zum Verstummen zu bringen, war in der Hüttenstadt eine Aufarbeitung der Rolle Hermann Röchlings in Aussicht gestellt worden. Eine solche Auseinandersetzung mit der Vergangenheit findet aber weiterhin nicht statt. Statt dessen wird die Beweihräucherung der Ikone Röchling fortgesetzt. Zuletzt wurde an einem Gedenkstein für ihn eine Plakette von der Völklinger Allgemeinen Baugenossenschaft 04 angebracht, die hervorhebt, daß der Kommerzienrat deren Mitbegründer und Initiator der nach ihm benannten Siedlung war. Für Ende August hatte eine »Interessengemeinschaft Hermann-Röchling-Höhe« ein Fest anlässlich des 75. Geburtstags der in dem Stadtteil auf der Höhe gelegenen Siedlung als »politikfreie« Veranstaltung angekündigt. Mitglieder der Bürgerinitiative »Bouser Höhe – gegen das Vergessen und die Gleichgültigkeit« weisen zurecht darauf hin, daß dies nichts anderes bedeutet, als die Taten Röchlings ein weiteres Mal unter den Tisch kehren zu wollen. Unverkennbar ist, daß man in Völklingen die Angelegenheit Röchling aussitzen und weitermachen will wie bisher, mit dem Ergebnis, daß noch immer ein Ortsteil nach einem prominenten NS-Kriegsverbrecher benannt ist – ein einzigartiger Vorgang in Deutschland. Als Schirmherr der Festveranstaltung hat der Völklinger Oberbürgermeister Klaus Lorig (CDU) hiermit keine Probleme.

Schwerpunkte dieser Ausgabe liegen bei historischen Themen. Zur Sportgeschichte liefert Bernd Reichelt einen Beitrag zum Fußball an der Saar in den zwanziger Jahren, und ein Interview mit Tobias Fuchs klärt über den Geschichtsort Ellenfeldstadion in Neunkirchen auf. Fabian Trinkhaus hat die Freizeitaktivitäten Neunkircher Arbeiter im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert recherchiert. In sozialgeschichtlicher Perspektive berichtet Harald Glaser über den Vorläufer der heutigen Arbeitskammer zu Zeiten des Völkerbundes. War diese Periode im damaligen Saargebiet wesentlich durch einen Antagonismus der Interessen Frankreichs und der hiesigen Bevölkerung bestimmt, bestand ein entsprechender Interessenkonflikt im benachbarten Lothringen nach dessen Annexion durch das Deutsche Reich in der Zeit von 1871 bis 1914 und nach der Besetzung durch die Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg. Dies nicht ohne Folgen für das Bewußtsein und das Bild von Deutschland und den Deutschen bei der Bevölkerung des französischen Departements. Über Veränderungen dieses Bildes in den letzten Jahren schreibt der Frankreichkenner Rolf Wittenbrock.

Immer wieder stellen wir Fragen der Stadtplanung in Saarbrücken zur Diskussion. Igor Torres, mit früheren Beiträgen manchen Lesern bekannt, reflektiert die aktuelle und zukünftige städtebauliche Situation der Landeshauptstadt. Sabine Graf hat Andrea Jahn, die neue Leiterin der Stadtgalerie Saarbrücken, zu ihren Plänen und Ausstellungsvorhaben befragt. Ein weiterer Schwerpunkt gilt der Literatur. Wir bringen Auszüge aus einem Bühnenwerk zu Gustav Regler von Georg Bense, das dieser aus Anlaß des 50. Todestages des Schriftstellers verfaßt hat. Zum 80. Geburtstag Arnfrid Astels veröffentlichen wir einige Blankverse des Jubilars. Und ein von Ralph Schock mit Péter Nádas im Saarbrücker Filmhaus geführtes Gespräch über dessen Roman *Parallelgeschichten* rundet dieses literarische Triptychon ab.

Anfang April verstarb nach längerer schwerer Krankheit der Verleger Roland Buhles im Alter von 54 Jahren. Nach Anfängen mit einem Kopierladen im Nauwieserviertel war er Inhaber einer Druckerei und gründete vor zwölf Jahren mit Stefan Wirtz den Conte-Verlag. Schnell mauserte sich dieser zu einem achtbaren Literatur- und Sachbuchverlag, der auch außerhalb des Saarlandes Beachtung fand.

Roland Buhles wußte, daß ein Verlag davon lebt, daß er Bücher herausbringt, die sich verkaufen lassen. Mit solchen Bestsellern war es ihm möglich, Bücher zu machen, die ihm sehr am Herzen lagen. Selbst das Verlegen von Lyrikbänden schreckte ihn nicht.

Wer die regelmäßig von Buhles verschickten E-Mails erhielt, der konnte nicht nur Neuigkeiten aus dem Verlagsprogramm erfahren, sondern auch, daß der Verleger ein gesellschaftskritischer Kopf war. In seinen Mails bezog er zu vielerlei Themen aus der Nähe und Ferne Stellung und würzte seine Texte mit durchaus kräftigen Attacken auf die politische Klasse.

Die saarländische Literaturszene verliert mit Roland Buhles einen leidenschaftlichen Verleger, der weit über die Grenzen des Saarlandes hinaus wirkte.

Die Redaktion



Ein Hauch von Weltfußball

Die Arbeitsmigration ausländischer Spieler nach dem Ersten Weltkrieg und die »Scheinblüte« des saarländischen Fußballs 1920–1924

Von Bernd Reichelt

Im Jahr 1920 schrieb Erich Menzel, der Grandseigneur des saarländischen Sportjournalismus vom »Siegeszug des Königs Fußball«.¹ Tatsächlich war der Fußballsport an der Saar allgegenwärtig. Großformatige Plakate kündigten im Vorfeld die großen Spiele gegen Mannschaften aus Budapest, Wien oder Mannheim an. Im Vergleich zur Vorkriegszeit hatten sich die Zuschauerzahlen mehr als verdoppelt. 5000 bis 7000 Besucher waren bei Fußballspielen in den ersten Jahren nach Ende des Ersten Weltkriegs keine Seltenheit. Und selbst der in der zweiten Klasse spielende SV Sulzbach 06 spielte im März 1920 bei einem Spiel gegen den FV Saarbrücken – den Vorgängerklub des 1. FC Saarbrücken – vor einer Rekordkulisse von 3500 Zuschauern.² Für die Fußballvereine im Saargebiet brach in diesem Jahr eine mehrjährige »goldene Ära« an, die mit dem Gewinn des Süddeutschen Verbandspokals durch Borussia Neunkirchen im Jahr 1921 und der Teilnahme dieses Teams am Endspiel um die Süddeutsche Meisterschaft im Jahr 1922 ihre sportlichen Höhepunkte finden sollte.

Politische Experimente an der Saar

Zurück zum Jahr 1920, das weder für Europa noch für Deutschland und schon gar nicht für die Saar ein gewöhnliches war. Zu Jahresbeginn trat der Versailler Vertrag in Kraft, der nach dem vier Jahre andauernden Ersten Weltkrieg, den die Franzosen noch heute nur als »Grande Guerre« kennen, den europäischen Frieden sichern sollte. Wie umstritten die neue Friedensordnung war, sollte sich bereits im März 1920 zeigen, als die noch junge deutsche Republik im sogenannten »Kapp-Putsch« um ihr Überleben kämpfte. Für den saarländisch-lothringischen Grenzraum wurde durch das Versailler Vertragswerk die politische Landkarte neu geschrieben. Elsaß-Lothringen fiel zurück an Frankreich, und seit Anfang 1920

war die international besetzte »Regierungskommission des Saargebiets« im Auftrag des Völkerbundes im Amt. Wenngleich mit dem »Saargebiet« erstmals eine Verwaltungseinheit geschaffen wurde, in deren Rahmen sich eine saarländisch-regionale politische Kultur entwickeln konnte, so war doch die politische Verantwortung der saarländischen Akteure begrenzt. Der 1922 eingerichtete Landesrat wurde zwar demokratisch gewählt, hatte jedoch nur beratende Funktion. Nicht zuletzt deshalb wurde das Regime der »Reko« von der Bevölkerung als Fremdherrschaft empfunden.³ Dazu trug auch die andauernde französische Omnipresenz bei. Sei es die Stationierung französischer Truppen, der Konflikt um den Sprachunterricht, die Einführung der Frankenwährung oder die Übernahme der Bergwerke durch Frankreich: All dies schürte die Furcht vor Überfremdung.⁴

Der »Take Off« des Fußballsports nach 1918

In dieser politisch polarisierenden Atmosphäre erlebte der Vereinsfußball an der Saar unmittelbar nach Kriegsende also einen bis dato unerwarteten Aufschwung. Während in den saarländischen Industriedörfern innerhalb kurzer Zeit viele weitere Sport- und Fußballvereine entstanden, erlebten die größeren etablierten Vereine einen regelrechten Mitgliederansturm. Borussia Neunkirchen zählte 1920 in der Spitze 1297 Mitglieder und war vorübergehend offiziell der siebtgrößte Verein des Deutschen Fußball-Bundes (DFB).⁵ Es waren also nicht nur die neuen politischen Realitäten, denen sich die Fußballvereine stellen mußten. Um mit dem Ansturm auf die Fußballplätze und auf die Ränge zurechtzukommen, mußten die aus den Schützengräben zurückgekehrten Funktionäre die Professionalisierung ihrer Vereine im Eiltempo vorantreiben. Mancher-



Spielezene 1921 auf dem Neunkircher Ellenfeld mit Zuschauern auf der alten Tribüne

orts wurden Geschäftsstellen eingerichtet und hauptamtliche Geschäftsführer eingestellt.

Große internationale Spiele im Saargebiet

Internationale Spiele hatte es an der Saar bereits vor dem Ersten Weltkrieg gegeben. Und bereits ein Jahr nach Kriegsende waren Spiele gegen ausländische Mannschaften wieder Alltag. Für großes Aufsehen sorgten insbesondere die Auftritte der ungarischen Mannschaften, die in jenen Jahren den mitteleuropäischen Fußball nach Belieben dominierten. Am Pfingstmontag des Jahres 1920 spielte Borussia Neunkirchen vor 10 000 Zuschauern gegen BAK Budapest. Das Spiel, das von den Ungarn mit 3:0 gewonnen wurde, wurde gefilmt und sollte in den saarländischen Kinos gezeigt werden. Ob der Film tatsächlich aufgeführt wurde und ob es heute noch eine Kopie gibt, ist heute allerdings nicht mehr bekannt.⁶ Insgesamt drei Vereine aus Budapest machten auf ihren Tourneen durch Süddeutschland im Saargebiet halt. Höhepunkt war das Auftreten des MTK Budapest im Sommer 1920. Die Mannschaft des ungarischen Serienmeisters wurde als eine der stärksten des Kontinents

eingestuft. Der Klub, der das jüdisch-ungarische Bürgertum repräsentierte, blieb auf seiner Tournee durch Süddeutschland und die Schweiz unbesiegt und ohne Gegentor. Im Juli 1920 gastierte die Mannschaft in Saarbrücken. Bereits auf dem Weg vom Bahnhof ins Hotel wurde sie von einer dichten Menschenmenge willkommen geheißen. Ungeachtet der folgenden deutlichen 0:7-Niederlage des SC Saar 05 wurde das Spiel für den Saarbrücker Verein zum Erfolg. Zum Spiel kamen, obwohl an einem Werktag ausgetragen, angeblich 12 000 Zuschauer, und bereits im Vorverkauf konnten Eintrittskarten für 20 000 Mark abgesetzt werden.⁷ Tags darauf spielten die Ungarn auf dem Neunkircher Ellenfeld. Unmittelbar nach dem Abpfiff schrieb Erich Menzel vom »imposantesten Tag in der Geschichte der Borussen«. Er bezog dies weniger auf die vollen Zuschauererränge, die einmal mehr 10 000 Zuschauer faßten, sondern darauf, daß es der Neunkircher Mannschaft gelang, den Ungarn erstmals auf ihrer Tournee überhaupt Gegentreffer zu bescheren. Dies wurde von der Lokalpresse als sportliche Ehrenrettung Deutschlands betrachtet. Das Spiel endete mit einem 3:2-Sieg für MTK Budapest.⁸

Die »Wien-Budapester Spielerinvasion« an der Saar

Große internationale Spiele waren für beide Seiten gewinnbringend und boten ausländischen Spielern eine Plattform, sich Vereinen im Ausland zu präsentieren. Aufgrund des Sportboykotts der Siegermächte des Weltkriegs gegenüber dem Deutschen Reich und Österreich-Ungarn war die Saar für Spieler und Trainer aus der untergegangenen Habsburger Monarchie attraktiv. In der Sportöffentlichkeit wurde deswegen von einer »Wien-Budapester Spielerinvasion« gesprochen.⁹ Gründe für den Exodus ungarischer Starspieler waren zum einen politische Krisen wie das Intermezzo der ungarischen Räterepublik unter Béla Kun und der darauf folgende Terror der Konterrevolution.¹⁰ Zum anderen lockten die Verdienstmöglichkeiten. Von der Deutschland-Tournee des MTK Budapest kehrten einige Spieler nicht nach Ungarn zurück.¹¹ Um den Spielerexodus zu stoppen, vereinbarte der ungarische Fußballverband im Juni 1920 mit dem DFB, daß bei Spielerübertritten die Bewilligung des ungarischen Verbandes vorzuliegen habe. Die betraf auch die ungarischen Spieler an der Saar. Adolf Kertész und Theodor Hesser vom SC Saar 05 Saarbrücken bekamen nachträglich die Spielerlaubnis.¹² Ungarische Trainer und Spieler fanden seit 1920 verstärkt im Saarland ihre Wirkungsstätte.

Eine spektakuläre, wenn auch nur kurze Karriere absolvierte Adolf »Adi« Kertész. Er stammte aus einer jüdischen Familie aus Budapest und war wie seine drei Brüder langjähriger Leistungsträger beim MTK Budapest sowie in der ungarischen Nationalmannschaft gewesen. Trotz oder wegen eines Handikaps an einem Arm hatte er einen eigenen Spielstil entwickelt, der ihn zu einem gefragten Schlüsselspieler reifen ließ. Seit dem Sommer 1920 wirkte er beim SC Saar 05 als Spielertrainer. Am 30. November starb er im Alter von 28 Jahren bei einer verhängnisvollen Autofahrt. Tragischerweise starb er, nachdem er für seinen Landsmann Hesser die Spielerlaubnis aus Homburg besorgt hatte, auf der Fahrt zu einem Spiel beim Ligakonkurrenten Borussia Neunkirchen.¹³ Sein Tod wurde regional und überregional mit großer Bestürzung aufgenommen. Auch beim MTK Budapest sowie in der Wiener Sportpresse wurden Todesanzeigen geschaltet. Bestattet wurde Adolf

Kertész auf dem Neuen Jüdischen Friedhof in Saarbrücken. Als Grabinschrift ließ der SC Saar 05 einmeißeln: »Er war ein treuer Sportkamerad«.¹⁴ Noch Jahre später erinnerte die Vereinszeitschrift an ihn: »Das Vertrauen in sein spielerisches Können war grenzenlos, wie er auch als Mensch die Sympathien aller besaß.«¹⁵

Auch der SV Rot-Weiß Sulzbach, der in den frühen zwanziger Jahren seine Blütezeit erlebte, griff auf ungarische Spieler zurück, unter ihnen war der Nationalspieler Alexander Thury. 1921 war der Feinmechaniker jüdischen Glaubens nach Kaiserslautern gezogen und hatte zwei Jahre später in Sulzbach eine Stelle in einer Kassenschrankfabrik angenommen. Zusammen mit den ungarischen Spielern Eugen Mayer und Josef Mihalek errang er mit dem SV Sulzbach im Jahr 1925 die Blies-Pfalz-Kreismeisterschaft. Danach verließ das ungarische Trio Sulzbach. Thury spielte fortan beim FV Kaiserslautern.¹⁶ Auch wenn keine Zahlen über das Engagement der ungarischen Spieler und Trainer im Saargebiet vorliegen, läßt sich feststellen, daß sie öffentliches Aufsehen erregten. Erich Menzel vermutete im April 1922, daß es wohl nicht mehr lange dauere, bis eine ungarische Filial-Mannschaft die Saarländer um die Hegemonie im saarländischen Fußball herausfordere.¹⁷

Adolf »Adi« Fischera in Neunkirchen

Ein spektakulärer Coup gelang Borussia Neunkirchen im Juni 1920 mit der Verpflichtung von Adolf »Adi« Fischera. Der 31jährige galt als einer der spielstärksten österreichischen Fußballspieler¹⁸ und übernahm als Leiter des Übungsausschusses das Training aller Mannschaften und wirkte als Spielführer in der ersten Mannschaft mit. Daß Fischera den Wechsel aus dem mondänen Wien in die saarländische Hüttenstadt überhaupt in Erwägung zog, dürfte nicht zuletzt daran gelegen haben, daß er in seiner neuen Stellung als Sekretär im Neunkircher Eisenwerk angeblich zusätzlich 3000 Mark monatlich verdiente. Fischera stand wie niemand vor ihm im Mittelpunkt des sportlichen Interesses in Neunkirchen und war laut der Wiener Sportpresse die »populärste Figur« in »seinem Städtchen«, »eine Persönlichkeit, die jeder Neunkirchner kennt.« In seinen ersten sechs Monaten führte er die erste



oben: Aufnahme beider Mannschaften im Rahmen des Spiels Borussia Neunkirchen vs. MTK Budapest am 14.7.1920

unten: Aufnahme vor dem Endspiel um die Süddeutsche Meisterschaft 1922 in Frankfurt: Borussia Neunkirchen – FC Wacker München 1:2

Mannschaft zum Meistertitel in der Saarkreisliga, wobei von 87 erzielten Toren jedes zweite auf Fischera's Konto ging. Angeblich wurde er nach fast jedem Spiel auf den Schultern vom Platz getragen.¹⁹ Mit seiner Verpflichtung hob sich das sportliche Niveau des Vereins binnen kurzer Zeit derart, daß Borussia-Neunkirchen 1921 das Endspiel um den Süddeutschen Verbandspokal erreichte. Es war der bis dahin größte Erfolg des saarländischen Fußballs. Borussia Neunkirchen gewann das Spiel in Stuttgart gegen den Nürnberger FV am 12. Juni 1921 mit 3:2 Toren. Im Jahr darauf erreichte der Klub aus der Hüttenstadt sogar das Endspiel um die süddeutsche Meisterschaft. Bei dem in Frankfurt stattfindenden Spiel mußten sich die Saarländer jedoch gegen die Mannschaft des FC Wacker München knapp mit 1:2 geschlagen geben. Das Spiel fand al-

lerdings bereits ohne die Beteiligung Fischera's statt. Nach anderthalb Jahren in Neunkirchen war Fischera 1922 in seine Heimatstadt Wien zurückgekehrt. Er hinterließ nicht nur eine eingespielte Mannschaft, sondern als neues Markenzeichen seiner erfolgreichen Neunkircher Jahre auch das von ihm eingeführte schwarze Dress der ersten Mannschaft. Welchen Eindruck Fischera in Neunkirchen hinterlassen hatte, war auch noch sechzehn Jahre später zu spüren. 1938 sollte er für den Verein als neuer Trainer verpflichtet werden. Die Rückkehr an seine alte Wirkungsstätte sollte jedoch nicht mehr stattfinden. Nach kurzer, schwerer Krankheit verstarb Fischera in Wien im Alter von 50 Jahren.²⁰

»Verehrt und angepöbelt«

Die Verpflichtung ausländischer Spieler und Trainer blieb im Saargebiet nicht ohne Kritik. Im *Fußball*, der in München seit 1911 von Eugen Seybold herausgegebenen Fachzeitschrift, wurde vom Saarland als dem »Land der Trainer« berichtet, und daß ausländische Trainer wie Fischera sowohl bewundert als auch angepöbelt worden seien. Viele Ausländer würden nur kurze Zeit bei saarländischen Vereinen verweilen. So hätte der englische Trainer Handley nach kurzer Zeit Völklingen ebenso verlassen wie sein tschechischer Kollege Oppenheim den Sportverein 1905 Saarbrücken.²¹ Erich Menzel sah im Rückgriff der Vereine auf internationale Kräfte den Versuch, mit allen Mitteln sportlichen Erfolg zu erzwingen: »Im eigenen Verein über Gebühr verehrt, von den Gegnern bis zum Exzeß angepöbelt, stehen die Ausländer auf unruhigen Füßen und geben unserer Sportbewegung einen krampfhaften Anstrich vom Entwicklungsbestreben der Vereine.«²²

Emanzipation und Kommerzialisierung des Vereinsfußballs

Die Anwerbung ausländischer Spieler und Trainer an der Saar war ein weiterer Entwicklungsschritt des Fußballsports. Der internatio-

nale Sportboykott der Siegermächte hatte dazu geführt, daß bis 1923/24 die Fußballmigration an der Saar hauptsächlich die »Donauschule« Österreich-Ungarn betraf. Die Entfaltung des saarländischen Fußballs war letztendlich der Entstehung eines internationalen Netzwerkes in Europa geschuldet. Mit der nur zeitlich begrenzten Anstellung von Trainern und der Entlohnung ausländischer Spieler wurden neue Pfade beschritten, in denen sich in späterer Zeit gängige Vereinspraktiken abzeichneten. Wie sehr die transnationale Arbeitsmigration im europäischen Fußball normal geworden war, zeigen die Mitte der zwanziger Jahre abgeschlossenen Vereinbarungen und Kartellverträge zwischen den nationalen Fußballverbänden, in welchen die Spielertransfers geregelt wurden.

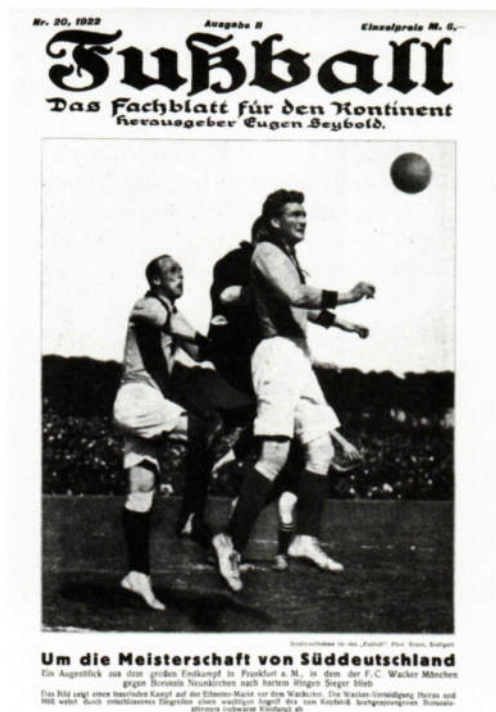
Daß sich die saarländischen Vereine die Dienste international gefragter Fußballspieler leisten konnten, hatte mit der ökonomischen Prosperität des Saargebiets in den frühen zwanziger Jahren ebenso zu tun wie mit der zugleich stattfindenden Kommerzialisierung des sich zunehmend als Zuschauersport profilierenden Phänomens Fußball. Der gesteigerte Sportbetrieb, die rasant anwachsenden Zuschauerzahlen bzw. -einnahmen und die französische Frankenwährung sorgten bei größeren Vereinen wie dem SC Saar 05 und

Borussia Neunkirchen für volle Kassen und dafür, daß Spieler wie Kertész oder Fischera angeworben werden konnten. Durch die hohen Devisenkurse begünstigt, konnten sich im »frankengesegneten Saarland« selbst zweitklassige Vereine ehemals kostspielige rechtsrheinische Mannschaften als Gegner verpflichten.²³ Die Frankenwährung fungierte als Schutzschirm gegenüber der inflationären Entwicklung der Deutschen Reichsmark und sorgte für attraktive Verdienstmöglichkeiten im Saargebiet. Auf der anderen Seite kam es jedoch auch des öfteren vor, daß Meisterschaftsspiele im Saargebiet abgesagt werden mußten, da sich manche Vereine die Reise an die Saar aufgrund der hohen Kosten und der teuren Verpflegung nicht mehr leisten konnten.²⁴

Das Ende der »Scheinblüte« des saarländischen Fußballs

Das Fehlen einer einheitlichen saarländischen Wirtschaftspolitik machte sich im Saargebiet ab Mitte der zwanziger Jahre bemerkbar. Seit 1925/26 litt auch der Fußballsport unter der Talfahrt des französischen Franken, der rund ein Drittel seines Werts verlieren sollte.²⁵ Mit dem Weggang der ausländischen Starspieler und dem Wegfallen der Sonderstellung des saarländischen Fußballs gegenüber dem Fußballsport im Deutschen Reich hatte die von Erich Menzel wenige Jahre später so benannte »kurze Scheinblüte«²⁶ ab Mitte der zwanziger Jahre ihr rasches Ende gefunden.

Für die saarländischen Fußballvereine begann nun ein neues Kapitel. Mit dem Wegfall des internationalen Sportboykotts intensivierten sich innerhalb kürzester Zeit wieder die Begegnungen mit den lothringischen Nachbarn aus der Region Moselle. Alte Kontakte aus der Zeit vor 1918 wurden wieder geknüpft und standen in einem von der Öffentlichkeit vermeintlich angenommenen Gegensatz zum patriotischen Auftreten der Vereine. Denn neben der durch die Popularisierung des Fußballs in Gang gesetzten weiteren Kommerzialisierung und Professionalisierung des Vereins- und Spielbetriebs bestand die zweite große Herausforderung für die Fußballvereine an der Saar im Umgang mit der zunehmend polarisierenden politischen Situation. Sowohl die französische als auch die reichsdeutsche Politik



interessierten sich für den Sport im Saargebiet und insbesondere für den populären Fußball. Doch dieses Kapitel steht auf einem anderen Blatt.

Anmerkungen

Bei diesem Beitrag handelt es sich um die gekürzte und ergänzte Darstellung eines Teilaspekts der 2013 vom Autor an der Universität Kassel abgeschlossenen Dissertation *Fußballsport im deutsch-französischen Grenzraum Saarland/Moselle 1900–1952*.

- 1 Erich Menzel, *Aus dem Saarland*, in: *Fußball* vom 2.6.1920.
- 2 Rubrik *Saar- und Moselbote*, in: *Fußball* vom 31.3.1920, S. 277.
- 3 Nicolas Beaupré, (*Wieder-)*Herstellen, löschen, verschieben: Grenzen in den Köpfen. Das Saarland zwischen Krieg und Volksabstimmung in den ersten Jahren der »Besatzungszeit«, in: *Die Grenze als Raum, Erfahrung und Konstruktion*, hrsg. von Etienne François u. a., Frankfurt am Main – New York: Campus 2007, S. 163–182, hier S. 166f.
- 4 Ausführlich Nicolas Beaupré, *Das Trauma des großen Krieges 1918–1932/33*, Darmstadt: WBG 2009, S. 155–158.
- 5 Carl Koppehel (Red.), *Geschichte des deutschen Fußballsports*, Frankfurt am Main: Limpert [1959] (1954), S. 149.
- 6 Siehe Anzeige und Rubrik *Spiel und Sport*, in: *Neunkirchner Zeitung* vom 22.5., 26.5.1920.
- 7 Art. *M.T.K. im Saargebiet*, in: *Fußball* vom 7.7.1920, Art. *Die M.T.K.-Tournee*, in: *Fußball* vom 14.7.1920.
- 8 Erich Menzel, *Der Abschluß der M.T.K.-Tournee*, in: *Fußball* vom 21.7.1920; Rubrik *Spiel und Sport*, in: *Neunkirchner Zeitung* vom 16.7.1920.
- 9 Rubrik *Vom Saarland*, in: *Fußball* vom 12.10.1921, S. 1650.
- 10 Art. *Ungarische Fußballer auf der Flucht*, in: *Wiener Sport-Tagblatt* vom 2.7.1920.
- 11 Matthias Marschik und Doris Sottopietra, *Erbfeinde und Haßlieben. Konzept und Realität Mitteleuropas im Sport*, Münster u. a.: Lit 2000, S. 195.
- 12 Art. *Das Kartell mit Ungarn*, in: *Wiener Sport-Tagblatt* vom 26.6.1920; Art. *Die Ungarnspieler*, in: *Fußball* vom 30.11.1920.
- 13 Art. *Kertesz tödlicher Unfall*, in: *Wiener Sport-Tagblatt* vom 15.12.1920; Art. *Der Tod Kertesz III.*, in: *Wiener Sport-Tagblatt* vom 29.12.1920.
- 14 Siehe Digitale Edition – Jüdischer Friedhof Saarbrücken, neu (1920–1977/252 Einträge): Inv.-

Nr. 0032. URL: www.steinheim-institut.de/cgi-bin/epidat?function=Ins&sel=sb2&inv=0032 (2010-06-16) [letzter Abruf 14.7.2013].

- 15 Siehe *Clubzeitung SC »Saar«* 05, Dezember 1925; Nachruf des Vereins, in: *Fußball* vom 7.12.1920.
- 16 Zu Alexander Thury (1895–1964) vgl. Markwart Herzog, *Der »Betze« unterm Hakenkreuz. Der 1. FC Kaiserslautern in der Zeit des Nationalsozialismus*, Göttingen: Die Werkstatt ²2009 (2006), S. 37–40.
- 17 Erich Menzel, *Ostern im Saarland*, in: *Fußball* vom 18.4.1922, S. 416.
- 18 Zu Fischera (1888–1938) vgl. Tobias Fuchs, *Adolf Fischera. Das schwarze Gewand*, in: *Mythos Ellenfeld. 100 Jahre Borussia Neunkirchen*, hrsg. von Borussia Neunkirchen, Neunkirchen 2005, S. 158–161, sowie David Forster u. a., *Die Legionäre. Österreichische Fußballer in aller Welt*, Wien – Münster: Lit 2011, S. 142–144.
- 19 Art. *Fischera*, in: *Wiener Sport-Tagblatt* vom 16.2.1921.
- 20 David Forster u. a., *Die Legionäre*, S. 143.
- 21 Art. *Im Lande der Trainer*, in: *Fußball* vom 12.10.1921.
- 22 Erich Menzel, *Ostern im Saarland*, in: *Fußball* vom 18.4.1922, S. 416.
- 23 Erich Menzel, Rubrik *Vom Saarland*, in: *Fußball* vom 29.8.1922, S. 888.
- 24 Eingabe des DFB, Linnemann, an das Reichsministerium des Innern, Abt. III, 29.4.1922, in: Bundesarchiv Berlin, Bestand R 1601/692.
- 25 Vgl. in Grundzügen Hans-Walter Herrmann, *Wirtschaftliche und soziale Entwicklung 1918–1959*, in: *Das Saarland*, hrsg. vom Chef der Staatskanzlei des Saarlandes, Saarbrücken 1989, S. 63–82, hier S. 64–71.
- 26 Erich Menzel, Art. *Auffalschen Wegen*, in: *Südwestdeutsche Sportzeitung* vom 6.10.1930, S. 2.

David gegen Goliath

100 Jahre Ellenfeld-Stadion in Neunkirchen

Fußball ist in Neunkirchen untrennbar mit dem Verein Borussia Neunkirchen und dem Ellenfeld-Stadion verbunden. Aus Anlaß des hundertjährigen Bestehens des Stadions haben Tobias Fuchs und Jens Kelm im Jahr 2012 einen Jubiläumsband herausgegeben, der vor allem durch seine Bebilderung besticht, mit der 100 Jahre Stadion- und Fußballgeschichte anschaulich werden.

Die *Saarbrücker Hefte* sprachen mit Tobias Fuchs, einem der beiden Herausgeber des Buches, über das Ellenfeld-Stadion, seine Geschichte und die Geschichten, die sich dort ereigneten. Das Gespräch fand auf der Tribüne des Stadions statt. Tobias Fuchs studierte Neuere Deutsche Philologie, Kunstgeschichte und Philosophie in Berlin und arbeitet als Kulturwissenschaftler in München.

Herr Fuchs, in Titel und im Vorwort Ihres gemeinsam mit Jens Kelm herausgegebenen Bandes, an dem zahlreiche Autoren mitgearbeitet haben, bezeichnen Sie das Ellenfeld-Stadion als Erinnerungsort. Damit schließen Sie an eine historische Konzeption von Étienne François und Hagen Schulze an. Worin besteht für Sie das besondere des Ellenfeld-Stadions?

Der Erinnerungsort ist in den Kulturwissenschaften inzwischen ein inflationär verwendeter Begriff. Ich gehe gerne auf Pierre Nora zurück, der diesen Begriff zuerst geprägt und auch sehr bündig formuliert hat, was er unter einem Erinnerungsort versteht. Nora sagt, daß sich das Gedächtnis an Orte klammert wie die Geschichte an Ereignisse. Ein Sportstadion wie das Ellenfeld steht im Schnittpunkt von Gedächtnis und Geschichte. Es gibt das Ereignis-hafte des Sports, das sich in Ergebnissen und Tabellen niederschlägt, aber es gibt auch das Gedächtnis, das sich an solche Orte bindet.

Das Spannende am Ellenfeld-Stadion ist, daß es ein sehr altes Stadion ist, eines der ältesten in Deutschland. In der deutschen Geschichtswissenschaft wird mit dem Begriff des Erinnerungsortes verknüpft, daß er über mehrere Generationen hinweg Bestand haben muß, was dieses einhundert Jahre alte Stadion erfüllt. Praktisch drei Generationen sind an diesen Ort gekommen. Es ist sehr interessant zu sehen, wie unterschiedlich die Erinnerungen an diesen Ort ausfallen, je nachdem, welche historischen Konstellationen man außerhalb des Stadions vorfindet.

Anfang der zwanziger Jahre waren Mannschaften aus ganz Europa zu Besuch, zum Bei-

spiel MTK Budapest oder WAF Wien. Diese Spiele haben sich ins kollektive Gedächtnis eingebrannt. Sie haben die Menschen auch an einen ganz anderen Sport denken lassen. Der Fußball hat in den zwanziger Jahren vor allem auf lokaler Ebene stattgefunden. Man spielte in einer Kreisliga gegen benachbarte Vereine, zum Beispiel aus Saarbrücken oder Völklingen. Die Bundesliga in der Form, wie es sie seit fünfzig Jahren gibt, gab es damals noch nicht. Gleichzeitig gab es hier in einem Zeitraum von etwa vier oder fünf Jahren immer wieder Gastspiele europäischer Spitzenmannschaften. Neben das Lokale trat das Transnationale in den Vordergrund, der Sport hatte den Anschein des Kosmopolitischen. In der kollektiven Erinnerung verfestigt sich, daß man in diesem Stadion Fußball auf europäischer Ebene gespielt hat. Das verändert sich in der Nachkriegszeit, also nach dem Zweiten Weltkrieg, als das Saarland zum Bundesland und auch die Bundesliga gegründet wird, in der saarländische Mannschaften beziehungsweise die Borussia mitspielen. In der Erinnerung an diese Zeit wird Fußball zu einem nationalen Ereignis, das im Ellenfeld-Stadion seinen Ort hat.

Sie haben von dem Ellenfeld-Stadion gesprochen. Wir sitzen hier in dem Stadion, das für die Bundesliga-Spiele geplant und gebaut worden ist. Gehört es zur Konzeption der Erinnerungsorte dazu, daß sie sich verändern?

Das Ellenfeld-Stadion als Erinnerungsort zu bezeichnen und sich den konkreten Ort dar-



aufhin anzuschauen, ist wissenschaftlich nicht ganz korrekt, weil das Konzept des Erinnerungsorts ohne einen konkreten Ort vorstellbar oder zu denken ist. Der Erinnerungsort ist lokalisierbar im Gedächtnis einer Einzelperson oder eines Kollektivs. Man kann sogar soweit gehen zu sagen, daß man einen realen Ort gar nicht benötigt, um von einem Erinnerungsort sprechen zu können.

Für mich ist dennoch dieser reale Ort eminent wichtig. Man kann an seinen Veränderungen in etwa ablesen, in welchen Stadien sich dieses Fußballstadion befunden hat. Anfangs ist es ein einfacher Sportplatz, der von den Mitgliedern eines privaten Vereins hergerichtet wird. Der Platz stiftet eine Gemeinschaft unter wenigen, den Aktiven. Man bemüht sich zwar um soziale Anerkennung, aber das Publikum ist eher zweitrangig. Später wird der Stadionausbau für die Bundesliga ein öffentliches Großprojekt. Zehntausende sollen an diesem Ort zusammenkommen, hier Erlebnisse teilen. Das Ellensfeld-Stadion hat nun eine gesamtgesellschaftliche Relevanz, die an seiner Größe erkennbar wird: über 30 000 Plätze in einer Kleinstadt mit 48 000 Einwohnern. Insofern kann man an den verschiedenen Zuständen des Stadions ablesen, was sich auch in den Erinnerungen widerspiegelt, aber eigentlich braucht man diesen Ort nicht, um ihn zu erforschen.

Sie haben in Ihrem Vorwort auch auf die Parallele des Saargebietes als Spielball europäischer Großmächte und den durchgehend erstklassigen Fußball im Ellensfeld-Stadion hingewiesen. Was wollten Sie mit dieser Analogie aufzeigen?

Hier spielte Klein gegen Groß. Das ist etwas, was in den Quellen, die wir untersucht haben, immer wieder auftaucht. Etwas, das sich bis in die Kaiserzeit zurückverfolgen läßt. Neunkirchen ist damals preußisch und angeblich, die Quelle ist nicht ganz sicher, das größte Dorf in Preußen, liegt aber an der Peripherie. 1912 steigt Borussia Neunkirchen in die damals höchste Spielklasse auf und spielt gegen namhafte Industriestädte wie Mannheim oder Ludwigshafen. Und schon damals wird die David-gegen-Goliath-Konstellation hergestellt, die sich durch die gesamte Historie des Neunkircher, aber auch des Fußballs im Saarland zieht. Ich habe den Eindruck, daß es ebenso zur saarländischen Mentalität gehört, sich klein zu fühlen gegenüber politischen oder wie auch immer gearteten Mächten, deren Zugriffen oder Entscheidungen man sich ausgesetzt sieht. Das betrachte ich als einen bedeutenden Teil in der Selbstwahrnehmung der Saarländer über mehrere Generationen hinweg. Im Sport findet sich dieses Motiv des Kampfes Klein gegen Groß, das in der Geschichte des Saarlandes auch in anderen Bereichen immer wieder auftaucht, ganz prominent wieder.

Läßt sich dieses Motiv auch auf die Rivalität zwischen Neunkirchen und Saarbrücken übertragen?

Der Historiker Rudolf Oswald hat die Geschichte des Fußballs in Deutschland untersucht und beschreibt diese als konzentrische Bewegung, die vom Lokalen über das Regionale bis hin zum Nationalen reicht. Oswald benennt die lokalen Rivalitäten als Ausgangspunkt all dessen, was wir im Fußball bis heute als Problem kennen. Zum Beispiel die Gewalt, die bereits in den zwanziger Jahren sehr verbreitet ist. Die Rivalität ist im Saarland auf lokaler beziehungsweise regionaler Ebene sehr ausgeprägt. Ich behaupte sogar, daß sie stärker ausgeprägt ist als in anderen Regionen.

So ist die Rivalität zwischen Neunkirchen und Saarbrücken bereits im frühen 20. Jahrhundert sehr groß. 1909 wird aus den Kleinstädten St. Johann, Alt-Saarbrücken und Malstatt-Burbach eine Großstadt geschaffen. Das ist ein Stachel, der bei den Neunkirchern tief sitzt. Vorher war Neunkirchen größer als die Einzelstädte Malstatt-Burbach oder St. Johann. Plötzlich hat man eine Großstadt vor der Nase, was in den frühen Verlautbarungen zum Ellenfeld-Stadion dazu geführt hat, daß man betont, man baue ein Sportzentrum, das für die ganze Umgebung gedacht sei, Saarbrücken nicht ausgeschlossen, was mindestens als Seitenhieb zu sehen ist. Denn in Saarbrücken war man beim Bau von Sportplätzen im Rückstand.

Trotzdem gab es zwischen Neunkirchen und Saarbrücken nicht nur Abneigung, sondern auch Respekt und gegenseitige Unterstützung. Von dieser Rivalität hat der Fußball im Saarland gelebt und die Geschichte des Ellenfeld-Stadions ist auch eine Geschichte der Rivalität zweier Städte, Neunkirchen und Saarbrücken, die heute nicht mehr so stark ist, die aber über viele Jahre präsent und prägend war, nicht nur im Sport.

Wie kamen Sie dazu, ein Buch über die Geschichte des Ellenfeld-Stadions zu verfassen?

Zum Fußball bin ich über das Ellenfeld-Stadion gekommen. Direkt neben dem Ellenfeld-Stadion fand mein Schulsport statt. Ich hatte gar kein größeres Interesse am Fußball, kannte Borussia Neunkirchen nur aus Erzählungen. Vor den Schwimmstunden im alten Stadtbad lief ich dann über den Mantes-la-Ville-Platz zu dem riesigen Bau, stand an einem Gitter und schaute etwas verstohlen hindurch. Da

machte ich zum ersten Mal die Erfahrung einer Aura. Walter Benjamin bestimmt Aura als Nähe einer Ferne. So gestaltete sich auch meine Wahrnehmung: Ich sah dieses große Stadion, von dessen Vergangenheit ich nur eine vage Ahnung hatte. Aber mir war sofort klar, daß dort etwas Besonderes stattgefunden hatte, dem ich mich annähern wollte. Von da an bin ich zu den Spielen gegangen. Das Ellenfeld war dann in meiner Kindheit und Jugend der wichtigste Ort und ist es in Teilen auch geblieben. Deswegen wollte ich dem Stadion zum einhundertjährigen Jubiläum ein Denkmal setzen, überdies war es unklar, ob es in den nächsten Jahren noch als Stadion fortbestehen wird.

Wir haben dieses Buchprojekt ohne Budget angefangen. Faszinierend war, wieviele Menschen bereit waren, unsere Idee finanziell zu unterstützen. Heute würde man dies Crowdfunding nennen, aber wir haben es nur bedingt über das Internet versucht, denn der durchschnittliche Ellenfeldbesucher ist in etwas fortgeschrittenem Alter und möchte persönlich angesprochen werden. Daß diese Art der Finanzierung zustande gekommen ist, hat unsere These bestätigt, daß das Ellenfeld ein Erinnerungsort ist. Es gibt viele, die mit diesem Ort persönliche Erinnerungen verbinden, für die er ein Teil ihrer Identität ist.

Ihr Buch zeichnet sich vor allem durch die Bilder aus, die den Zeitraum von 100 Jahren widerspiegeln. Wie sind Sie zu diesen Bildern gekommen?

Mit 14 Jahren habe ich angefangen, am Vereinsarchiv von Borussia Neunkirchen mitzuarbeiten, das seit 1987 besteht. Mein Freund Jens Kelm, der das Archiv gegründet hat, und ich haben uns immer um Quellenmaterial bemüht. Im Jahr 2010 haben wir alles darangesetzt, daß unsere Sammlung, die in den Jahren zuvor in den Kellerräumen des Ellenfeld-Stadions nicht optimal gelagert war, ins Landesarchiv übernommen wird. Dort ist sie jetzt als Dauerleihgabe untergebracht. Auf dieser Basis haben wir gezielt nach Nachlässen geforscht. Wir haben wundervolle Bilder aus der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts gefunden. Es gab auch einige Glücksfälle. Uns rief eine Dame von über achtzig Jahren an, Lotte Bierstedt, die in Wallerfangen lebt und deren Vater 1912 mit Neunkirchen aufgestiegen war. Sie sagte, daß sie noch den ganzen Nachlaß ihres Vaters habe. Der Besuch bei ihr war

berührend. In unserem Buch sind viele Bilder von Frau Bierstedt abgedruckt, beeindruckende Aufnahmen.

Daß wir so viele Bilder zeigen, liegt mit daran, daß die Überlieferung sehr stark an Fotografien gebunden ist und nur wenige schriftliche Quellen vorhanden sind. Hin und wieder ist in Chroniken von Tagebüchern die Rede, aber wir haben noch keines gefunden. Was wir bekommen haben, sind vor allem Fotografien. In den zwanziger Jahren kursierten in Neunkirchen vor allem Aufnahmen von Begegnungen zwischen der Borussia und ausländischen Mannschaften. Die Bilder findet man heute in so ziemlich jedem Nachlaß, was sehr aufschlußreich ist

Sie können neben den Fotografien aber auch auf die Sportberichterstattung zurückgreifen. Davan wird deutlich, daß Sport früh als bedeutender Teil der Gesellschaft seinen Niederschlag in der Presse fand.

Sport in den Medien ist kultur- oder mediengeschichtlich ein höchst interessantes Thema. Ich bin selbst sehr begeistert von der Sportpresse der zwanziger Jahre. Es gibt die Zeitschrift *Fußball*, die größte illustrierte Sportzeitung in Europa, mit einer Auflage von rund 45 000 Stück im Jahr 1922. Die Berichte sind Sportfeuilleton auf sehr hohem Niveau und unterscheiden sich fundamental von der heutigen Berichterstattung. Teilweise finden sich expressionistische Texte. Auch wird viel



gedichtet. Hinzu kommen Illustrationen und die frühe Sportfotografie.

Die damaligen Sportzeitschriften verfügten über ein europäisches Netzwerk von Beiträgern. Daraus ergeben sich viele Perspektiven. Außerdem begegnet man sehr individuellen und experimentellen Schreibstilen in den Zeitschriften, da der Korrespondentenartikel die bevorzugte Textform war. Deutlich wird, daß die damaligen Autoren über eine bemerkenswerte Bildung verfügten und sie gerne unter Beweis stellten. In ihren Artikeln wird Sport als kulturell vielschichtiges Phänomen reflektiert. Vom automatisierten Und-dann-fiel-das-Tor-Beitrag ist das weit entfernt.

Sie haben ein Buch gemacht über das Ellenfeld-Stadion. Ist das Stadion ohne den zugehörigen Verein Borussia Neunkirchen zu denken?

Borussia Neunkirchen hat das Ellenfeld-Stadion gebaut. Das klingt wie eine Banalität, aber 1912 war dies schon ein ganz bemerkenswerter Vorgang. Der Bau des Stadions ist der wirkliche Gründungsakt des Vereins, der – 1905 gegründet – in den ersten Jahren eine Vereinigung höherer Schüler war. Sollte es dieses Stadion nicht mehr geben, wird die Borussia nicht mehr die Borussia sein, die man über die Stadt Neunkirchen und das Umland hinaus kennt. Für den Verein ist es heute durchaus schwierig, in diesem Stadion zu spielen, das einige Nummern zu groß ist.

Der Sportphilosoph Gunter Gebauer hat die Bundesliga als Erinnerungsort beschrieben, in der die Gegenwart immer in der Perspektive einer großen Vergangenheit betrachtet wird. Gerade hier im Ellenfeld-Stadion zeigt das Verhältnis von großer Vergangenheit und Gegenwart eine ungeheure Diskrepanz, wenn in einem Stadion mit 20 000 Plätzen heute etwa 200 Zuschauer ein Spiel verfolgen. Aber auch dies gehört zur Faszination des Ellenfeld-Stadions. Es ist die Faszination der abwesenden Massen. Und wenn nach Jahren, in denen man nicht aufeinander getroffen ist, hier Neunkirchen gegen Saarbrücken spielt, dann sehen sich schon mal 10 000 Zuschauer ein Viertliga-Spiel an, obwohl ansonsten vielleicht ein paar hundert Zuschauer kommen. Der sonst im Fußball eher diffuse Begriff der Tradition wird da plötzlich in Zahlen faßbar.

Für die Saarbrücker Hefte: Herbert Temmes

Arbeiterfreizeit in der Hüttenstadt Neunkirchen vom späten 19. Jahrhundert bis zur Saarabstimmung 1935

Von Fabian Trinkaus

Der Industrialisierungsprozeß zog neben ökonomischen auch tiefgreifende soziale, demographische und kulturelle Transformationen nach sich. Die sich rapide vergrößernden Industriegemeinden entfalteten bald ein eigenes, bis dahin in dieser Form nicht gekanntes Innenleben. Dazu trugen nicht zuletzt die Industriearbeiter bei, die als genuin neue soziale Formation das demographische Rückgrat zahlreicher Städte stellten: Sie entwickelten ein spezifisches Freizeitverhalten mit eigenen Formen der Geselligkeit und Freizeitaktivitäten, einem spezifischen Festkalender sowie spezifischen Lebensformen. Dabei lehnte man sich aber durchaus an das städtische Bürgertum an, mit dem man in mancherlei Hinsicht im Austausch stand.

Unter welchen Prämissen und in welchen Formen sich eine Arbeiterfreizeit entwickeln konnte und welche Rolle dabei nicht zuletzt auch die einflußreichen Hüttenunternehmer spielten, soll im folgenden Beitrag am Beispiel der Hüttenstadt Neunkirchen im Saarrevier gezeigt werden. Die Stadt an der Blies eignet sich aufgrund ihrer enormen industriellen Bedeutung, der großen Agglomeration von Industriearbeitern sowie der außerordentlich ambitionierten Arbeiterpolitik der lokalen Hütte, vor allem unter der Ägide des langjährigen Firmendirektors Karl Ferdinand Stumm, bestens für die Diskussion der entsprechenden Fragestellungen. Untersucht wird der Zeitraum von der »Ära Stumm« im späten 19. Jahrhundert bis zur ersten Saarabstimmung 1935.

Arbeiterfreizeit: eine terminologische Annäherung

Mit der Etablierung der industriellen Arbeitsorganisation ging eine klare Trennung von Lebens- und Arbeitswelt einher: Der Industriebetrieb formierte partiell einen abgeschlossenen Bereich, der nach ganz anderen Regeln und Prinzipien als die Lebenswelt

strukturiert war. So gesehen, läßt sich von »Freizeit« im eigentlichen Sinne, wenigstens für die unterbürgerlichen Schichten, erst mit der Durchsetzung der Industrialisierung sprechen. Gab es für die ländlich-agrarische Bevölkerung keine strikte Separierung von Erwerbs- und Privatsphäre, so war die arbeitsfreie Zeit für den industriell Beschäftigten dadurch vorgegeben, daß die Arbeitszeiten häufig akribisch genormt waren.

Jenseits des Betriebs entwickelte auch und gerade die Arbeiterbevölkerung Formen der Freizeitgestaltung, die von der Forschung häufig mit dem Konzept einer *Arbeiterkultur* umschrieben wurde.¹ Darunter werden, neben spezifischen Wohn- und Lebensformen, bestimmte Möglichkeiten der Vergesellschaftung zur Organisation der arbeitsfreien Zeit oder auch diverse Aktivitäten und Festivitäten gezählt. Manifestationen dieser Arbeiterfreizeitkultur fanden sich im Endeffekt in allen werdenden Industriegemeinden mit einer rasch anwachsenden Arbeiterbevölkerung, nicht zuletzt auch im Saarrevier als einem der exponiertesten industriellen Ballungszentren im 19. und 20. Jahrhundert.

Die einleitenden Bemerkungen mögen allerdings zu zwei Mißverständnissen führen. Zum einen darf die Tatsache, daß durch die Arbeitsordnungen die Arbeits- und damit die Freizeit definiert waren, nicht über den bescheidenen Umfang letzterer hinwegtäuschen. Die tägliche Arbeitszeit betrug in den meisten Betrieben der Eisen- und Stahlindustrie im Betrachtungszeitraum noch lange zwölf Stunden, während der Achtstundentag erst nach dem Ersten Weltkrieg vor allem auf Betreiben der Gewerkschaften eingeführt wurde. Ein Arbeiterurlaub wurde erst in der Zwischenkriegszeit, und auch dann nur in sehr bescheidenem Umfang, eingeführt. Zahlreiche Arbeiter mußten lange Wege zum Betrieb und nach Schichtende lange Heimwege in Kauf nehmen. Kurzum: Die arbeitsfreie Zeit im eigentlichen Sinne war knapp bemessen. Hinzu kam, daß

ein nicht unbeträchtlicher Teil der arbeitsfreien Zeit in die häusliche Landwirtschaft, über die viele Arbeiter in der Saarregion noch verfügten, investiert werden mußte. Letztlich war der Zeitrahmen, über den ein Arbeiter zur individuellen Freizeitgestaltung disponieren konnte, äußerst eng gesteckt.

Ein zweites aus den einleitenden Bemerkungen möglicherweise resultierendes Mißverständnis ist auszuräumen. Gerade in einer machtdurchwirkten Branche wie der Eisen- und Stahlindustrie, wo sich die Arbeiterschaft einem enorm starken Unternehmertum gegenüber sah, war eine autonom gestaltete Arbeiterfreizeit nur sehr bedingt möglich, hegten die Fabrikherren doch in der Regel Ambitionen und Kontrollansprüche weit über den Betrieb hinaus. Wenn also die Freizeitgestaltung von Hüttenarbeitern in ihren wichtigsten Ausprägungen diskutiert wird, so muß zunächst die Frage gestellt werden, inwieweit diese eigenständig entfaltet oder vom Unternehmen mitgestaltet wurde. Im Anschluß daran ist zu untersuchen, welche Möglichkeiten der Freizeitgestaltung jenseits betrieblicher Einflußnahme bestanden. Zuletzt wird dabei auch die Rolle der sich seit dem Ersten Weltkrieg entfaltenden Arbeiterbewegung analysiert.

Der lange Arm des Hüttenwerks: Freizeitgestaltung im Schatten des Betriebs

In einem seiner zahlreichen innerbetrieblichen Anweisungen gab Karl Ferdinand Stumm am 31. März 1892 zu verstehen: »Wir erwarten von allen Arbeitern, dass sie sich auch außerhalb des Dienstes in einer Weise aufführen, welche unserem Hause zur Ehre gereicht. Sie können gewärtig sein, dass ihr Privatleben von uns stets im Auge behalten und dass eine schlechte Aufführung außer Dienst die Kündigung nach sich ziehen wird.«² Der Anspruch des Unternehmers, auch den Privatbereich der Beschäftigten zu beeinflussen, wird hier ganz deutlich. Wie von der saarländischen Sozialgeschichtsschreibung schon hinreichend erforscht und unter dem Terminus »System Stumm« zusammengefaßt wurde, bediente sich Stumm dabei auf der einen Seite einer elaborierten Sozialpolitik, indem er einen Teil der Belegschaft mit Wohnraum ausstattete und ein eigenes Versicherungssystem installierte.

Auf der anderen Seite wurden repressive Verhaltenskodizes mit Geboten und Verboten definiert, welche mit der Androhung von Entlassungen bei Zuwiderhandeln durchgesetzt wurden.

Weniger bekannt ist bislang, daß die Hütte ihren Arbeitern auch ein eigenes Freizeitangebot offerierte. Träger der betrieblichen Freizeitpolitik waren in hohem Maße die werkeigenen Vereinsgründungen.³ Schon unter der Ägide Karl Ferdinand Stumms, ansonsten ein Gegner jedweder Zusammenschlüsse unter seinen Beschäftigten, existierte ein Hütten-gesangsverein, der 1852 gegründet wurde, volkstümliches Liedgut pflegte und regelmäßig an regionalen wie überregionalen Gesangswettstreiten teilnahm. Erst nach Stumms Tod im Jahre 1901 wurde die betriebliche Vereinsarbeit ausgebaut. Im Oktober 1903 wurde der Verein »Die Werkstätte« gegründet, der sich ebenfalls ganz stark dem Gesang und der Musik widmete. Gleiches gilt für den 1912 ins Leben gerufenen »Nationalen Hüttenverein Neunkirchen«, eine jener zeittypischen Gelben Gewerkschaften, die vor allem als Kampfinstrument den sozialdemokratischen Freien Gewerkschaften gegenübergestellt wurden. Der Nationale Hüttenverein versuchte, besonders während des Ersten Weltkriegs, über politische Vorträge und Lebensmittelverteilungen Einfluß zu nehmen. Die Sozialstruktur dieser Vereine ist aufgrund der disparaten Quellenlage nicht einwandfrei zu eruieren, doch zeichnet sich auf der Basis des überlieferten Materials ab, daß sich der Verein »Die Werkstätte« trotz anderslautender programmatischer Bekenntnisse hauptsächlich an Facharbeiter richtete, während der Nationale Hüttenverein, schon allein aufgrund seiner gesellschaftspolitischen Integrationsfunktion, sozial offener war.

Das Neunkircher Eisenwerk kannte weitere Möglichkeiten, die Freizeit seiner Beschäftigten vorzustrukturieren. So konnten Familien mit Kindern an Sonntagen den Hüttenpark nutzen, wo Musikkapellen spielten und der Nachwuchs Karussell fahren durfte. Vor allem in der Zwischenkriegszeit richtete das Unternehmen große Konzerte und Theateraufführungen aus. In den frühen dreißiger Jahren, noch vor der ersten Saarabstimmung, geriet das Unternehmen und damit seine Kultur- und Freizeitpolitik zunehmend in nationalsozialistisches Fahrwasser, kooperierte

man – beispielsweise zur Organisation von Ausflügen und Urlaubsfahrten – mit der NS-Organisation »Kraft durch Freude«.

Bereits im 19. Jahrhundert existierte eine recht umfangreiche Hüttenbibliothek, in welcher Abteilungen für Männer-, Frauen- und Jugendliteratur eingerichtet wurden. Die Ausstattung dieser 980 Bände zählenden Einrichtung entsprach dem kaiserreichsdeutschen Zeitgeist, überwog doch in der Männer- und Jugendbibliothek nationalistisches, imperialistisches, militaristisches und romantisierendes Schriftgut, während sich die Frauenbibliothek auf seichte Erzählungen mediokrer Autoren beschränkte. Die inhaltliche Analyse der Hüttenbibliothek sowie die später zu konstatierende Nähe zum nationalsozialistischen Deutschland offenbart besonders plastisch, daß die unternehmerische Freizeitpolitik auch einen Versuch der ideellen Beeinflussung und Steuerung darstellte.

Organisierte Geselligkeit jenseits des Betriebs: Vereinskultur in der Hüttenstadt Neunkirchen

Eine zentrale Rolle in der Freizeit-, aber auch in der allgemeinen Lebensgestaltung lohnabhängiger Arbeiter während der Industrialisierung spielten Kneipen und Wirtshäuser. Diese Gaststätten, die auch in Neunkirchen rund um das Firmenareal zuhauf entstanden,

fungierten keineswegs nur als Trinkhallen, sondern sie waren exponierte Orte der Geselligkeit angesichts beengter Wohnverhältnisse, Wohnungs- und Jobbörsen gerade für Neuankömmlinge und später auch Keimzellen politischer und gewerkschaftlicher Organisation, da in den Nebenräumen und Festsälen Versammlungen abgehalten wurden und sie aufgrund fehlender räumlicher Alternative als Partei- oder Gewerkschaftsbüros dienten.

Einen ebenso wichtigen Kristallisationspunkt der Arbeiterfreizeitgestaltung stellte das im Zeitalter der Industrialisierung beachtlich expandierende Vereinswesen dar. Vereine als herausragende Formen der Vergesellschaftung gaben der Freizeitgestaltung nicht nur einen semi-institutionellen und damit dauerhaften Charakter, sondern sie ermöglichten auch gesellschaftliche Teilhabe und suggerierten zumindest Mitbestimmung und Repräsentation. Galt das Interesse der älteren Arbeiterhistoriographie vor allem den Vereinsgründungen im Vorfeld der Gewerkschaften und der Sozialdemokratie, mithin den im eigentlichen Sinne »proletarischen« Vereinen, so zeigten neuere Untersuchungen, daß in Deutschland quantitativ, wenigstens in dem hier verhandelten Zeitraum, der Typus des sozial gemischten Vereins überwog.⁴ Diese Vereine stellten bisweilen ein in partizipatorischer Hinsicht ambivalentes Phänomen dar. Sie boten den Arbeitern einerseits ein Partizipationsforum, in dem man an der Gesellschaft teilhaben

Bürgerinnen und Bürger in Stadt und Land!

Beteiligen Sie sich bitte weiterhin an dem

Unterstützungsfonds für die Saarbrücker Hefte

mit dessen Hilfe wir das Überleben in schwieriger Zeit organisieren wollen.

Nach Eingang Ihrer Spende bei uns (Verein Saarbrücker Hefte e.V., Kto.-Nr. 781 819 14, Sparkasse Saarbrücken, BLZ 590 501 01, Verwendungszweck: »Unterstützungsfonds«) erhalten Sie (ab 20 EUR Spende) eine Spendenquittung, die Sie dem Finanzamt vorlegen können. Der Verein Saarbrücker Hefte e.V. ist als gemeinnützig anerkannt.

konnte. Andererseits waren die meisten dieser Vereine keineswegs egalitär, vielmehr bildeten sie die in der Gesellschaft herrschenden Hierarchien ab. Dies läßt sich am Neunkircher Fall ganz besonders an den zeittypischen Kriegervereinen ablesen. Nicht weniger als neunzehn Krieger-, Regiments- und Veteranenvereine wurden während der Kaiserreichszeit in Neunkirchen gegründet. Soweit die Quellen darüber informieren, partizipierten die Hüttenleute stark an diesen Organisationsformen, die allerdings von bürgerlichen Persönlichkeiten geführt wurden.⁵

Auch darüber hinaus florierte das Vereinswesen in der Hüttenstadt enorm. Glaubt man einer Chronik der Stadt Neunkirchen, so existierten Sportvereine, kulturelle und musische Vereinigungen, karitative Zusammenschlüsse, berufsständische Organisationen und nicht zuletzt auch konfessionelle Vereine, die ganz besonders der katholischen Arbeiterbevölkerung zahlreiche Organisationsangebote machten. Schon etwas resigniert faßten die Autoren der Chronik, die dem Zentrum nahestehenden Gebrüder Lehnen, zusammen, es gäbe in Neunkirchen »notwendige, nützliche, zu duldende, überflüssige und ganz und gar unnütze Vereine, entstanden alle aus dem Schoße unserer Zeit, mit ihren in tausendfältigen Verschlingungen zu Tage tretenden Kulturerscheinungen«.⁶ Auch wenn die Überlieferungslage äußerst dürftig ist, Mitgliederlisten mit Berufsangabe der aufgeführten Personen etwa überhaupt nicht zu finden waren, so kann man doch davon ausgehen, daß sich ein Großteil der Freizeit der Neunkircher Hüttenleute, außer in der Familie, in den zahlreich vor Ort anzutreffenden Vereinen abgespielt hat.

Arbeiterbewegungskultur in Neunkirchen: Freizeit im Vorfeld von Freien Gewerkschaften und Sozialdemokratie

Im Zuge der krisenhaften Umbruchsituation des Ersten Weltkriegs und der Nachkriegszeit feierten im Saarrevier insgesamt und besonders in Neunkirchen die Organisationen der sozialdemokratisch-sozialistischen Arbeiterbewegung ihren Durchbruch. Dabei zielte der Anspruch der Sozialdemokratie weit über die genuin politische und gewerkschaftliche

Organisation hinaus: Auch das Freizeitleben der Arbeiter sollte im Sinne von Partei und Gewerkschaft gestaltet werden. Entsprechend entstanden an nahezu allen Orten, wo die Arbeiterbewegung Fuß faßte, zahlreiche Vorfeldorganisationen in Form von Sport-, Musik- oder kulturellen Vereinen. Als beispielhaft darf der 1918 in Neunkirchen gegründete Arbeitergesangsverein »Einigkeit« gelten, dessen Zweck es war, »den Gewerkschaften in der Pflege der Geselligkeit helfend unter die Arme zu greifen«. Man pflegte durch den Gesang »die Geselligkeit unter Gleichgesinnten« und unterstützte die Bildungsbestrebungen der Arbeiterschaft. Explizit distanzierte man sich von den bürgerlichen Vereinen, denen es hauptsächlich auf Gesangswettkämpfe und banale Unterhaltung ankäme: »Darum heraus aus den bürgerlichen Klimbim- und hinein in die Arbeitergesangsvereine!«, hieß es in einem Aufruf des Arbeitergesangsvereins in der sozialdemokratischen *Volksstimme* vom 8. August 1919.⁷ Auch zu den bürgerlich-bündischen Vereinen wurde innerhalb der Arbeiterbewegung eine Alternative in Form der Naturfreundebewegung geschaffen. Eine Neunkircher Sektion der Naturfreunde entstand 1919. Im Jahr 1925 wurde im nahen Kinkel das Naturfreundehaus eingerichtet.

Die Fäden des sozialdemokratisch-freigewerkschaftlichen Milieus von Neunkirchen liefen im Volkshaus zusammen, das im September 1921 in einem ehemaligen Brauereigebäude eingeweiht wurde. Hier standen Räumlichkeiten für Versammlungen, Beratungen und Geselligkeiten zur Verfügung, ebenso diente es als Anlauf- und Sammelstelle bei Demonstrationen und zu ähnlichen Gelegenheiten. Zum Volkshauskomplex zählten außerdem eine Buchhandlung und eine Pressestelle, von wo aus die Agitations- und Bildungsarbeit gesteuert werden konnte. Hermann Petri, ein führender Gewerkschaftsfunktionär und Sozialdemokrat im Neunkircher Zwischenkriegszeit, betonte in einem Artikel in der *Volksstimme* anlässlich des zehnjährigen Bestehens des Volkshauses dessen eminente infrastrukturelle Bedeutung für seine Organisation: »Wie arm sind Gewerkschaften in Ortschaften, wo die Versammlungslokale Besitzern gehören, die Gegner der Gewerkschaften sind. Sehr schwer ist es dort den gewerkschaftlichen Geist zu pflegen. [...] Nicht allein, daß man ihnen die Versamm-

lungsmöglichkeiten polizeilich erschwerte, auch die Besitzer der Lokale wurden beeinflusst, damit sie den so verrufenen »Roten« ihre Versammlungslokale nicht überlassen sollten.«⁸ Stand ein Volkshaus zur Verfügung, konnte die Organisation gestärkt und somit auch die Freizeitgestaltung der organisierten Arbeiter nachhaltig beeinflusst werden. Die Konsistenz des sozialdemokratischen Milieus verdeutlicht sich in der Person Hermann Petris brennspiegelartig: Er war nicht nur Autor der *Volksstimme*, sondern auch Gewerkschafts- und Parteifunktionär sowie Mitglied im Arbeiterturn- und Arbeitergesangsverein.

Bei allen Tendenzen zur Verdichtung des Milieus war auch die Arbeiterfreizeitkultur im Dunstkreis der politischen Arbeiterbewegung von deren Spaltung in der Zwischenkriegszeit stark betroffen. Dies offenbarte sich in einer eigenständigen kommunistischen Vereinslandschaft, vor allem aber in den Maifeiern, die seit den späten zwanziger Jahren getrennt und in bitterer Feindschaft ausgetragen wurden. Erst im Zuge des antifaschistischen Abwehrkampfes operierten beide Flügel im Rahmen der Einheitsfront zusammen, die eine ihrer öffentlichkeitswirksamsten Kundgebungen am 6. Mai 1934 feierte. An diesem Tag organisierte der Arbeiter Turn- und Sportbund (ATSB) einen »Roten Sportaufmarsch«, an welchem sich gemäß der kommunistischen *Arbeiterzeitung* 10 000 Personen eingefunden hätten.⁹ Mit der Eingliederung in das nationalsozialistische Deutschland endete die in den vorangehenden rund anderthalb Jahrzehnten entstandene lokale Arbeiterbewegungskultur abrupt.

Fazit

Am Beispiel Neunkirchens zeigt sich, trotz einer in weiten Teilen dramatisch schlechten Quellenlage, in welchen Formen sich in industriellen Ballungszentren mit einer bedeutenden Arbeiterbevölkerung eine Arbeiterkultur herausbildete. Ebenso deutlich wird allerdings, daß sich diese keineswegs isoliert von der bürgerlichen Welt entfaltete, gab es doch im breiten Vereinswesen etliche Überschneidungen, etwa in den thematisierten Kriegervereinen. Überdies vermochten es gerade starke Unternehmer, über eine engagierte Freizeit- und Kulturpolitik gezielt Einfluß zu nehmen. Eine

gleichsam autonome Arbeiterfreizeitkultur konnte sich am ehesten im Rahmen der politischen und gewerkschaftlichen Arbeiterbewegung respektive ihrer zahlreichen Vorfeldorganisation etablieren.

Anmerkungen

- 1 Aus der umfangreichen Forschungsliteratur sei verwiesen auf *Arbeiterkultur*, hrsg. von Gerhard A. Ritter, Königstein/Ts.: Athenäum 1979.
- 2 Die Zirkulare Karl Ferdinand Stumms sind als maschinenschriftliches und von Heinz Gillenberg kommentiertes Manuskript im Stadtarchiv der Kreisstadt Neunkirchen (StA Nk) überliefert.
- 3 Die Dokumente zu den im folgenden thematisierten Vereinen sowie den anderen hier erwähnten kulturpolitischen Initiativen finden sich ebenfalls im StA Nk.
- 4 Vgl. besonders Klaus Nathaus, *Organisierte Geselligkeit. Deutsche und britische Vereine im 19. und 20. Jahrhundert*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2009 (= *Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft*, Bd. 181).
- 5 Vgl. für den Neunkircher Fall Antje Fuchs, *Nach der Schicht. Zur Freizeitkultur von Hüttenarbeitern*, in: *Stumm in Neunkirchen. Unternehmerherrschaft und Arbeiterleben im 19. Jahrhundert. Bilder und Skizzen aus einer Industriegemeinde*, hrsg. von Richard van Dülmen und Joachim Jacob, St. Ingbert: Röhrig 1993 (= *Saarland-Bibliothek*, Bd. 5), S. 79–114.
- 6 Vgl. *Chronik von Neunkirchen. Übersicht über Ereignisse des öffentlichen Lebens. Blätter für volkstümliche Orts- und Heimatkunde*, 5. Jg., Nr. 2–3, 1913. Zitat Nr. 2, S. 9. Auch diese Schrift liegt im StA Nk vor.
- 7 Alle Zitate in diesem Abschnitt stammen aus besagtem Artikel in der *Volksstimme*.
- 8 Dieses Zitat und alle Ausführungen zum Neunkircher Volkshaus siehe Artikel *Zehn Jahre Volkshaus Neunkirchen 1920–1930*, in: *Volksstimme* vom 26. April 1930. Eine umfangreiche Sammlung der überaus interessanten Arbeiterbewegungspresse im Saarrevier, in der sämtliche hier erwähnten und zitierten Organe einzusehen sind, findet sich im Stadtarchiv Saarbrücken.
- 9 Siehe *Arbeiterzeitung* vom 8. Mai 1934.



Metz entdeckt seine deutsche Vergangenheit

Von der Last der Geschichte und der Überwindung historischer Tabus

Von Rolf Wittenbrock

Seit einigen Monaten führt der Weg der Touristen und Besucher, die nach Metz mit der Bahn angereist sind, durch einen unterirdischen Ausgang, der den Namen *Passage Adrienne Thomas* trägt. Dieser Gang direkt unter den Bahngleisen dient auch als schnelle fußläufige Verbindung zwischen dem Centre Pompidou und dem Metzzer Stadtzentrum. Auf dem großen blauen Schild erfahren die Passanten, daß Adrienne Thomas eine deutsche Schriftstellerin war, die während des Ersten Weltkrieges im Bahnhof von Metz als Rotkreuzhelferin gearbeitet hat. Allerdings nimmt kaum einer der Fußgänger Notiz von dem Schild, das im übrigen so hoch angebracht ist, daß es nur nach intensivem Suchen ins Blickfeld gerät. Ein Bahnhof ist ja immer ein Ort der Bewegung, alles dient der zeitsparenden Raumüberwindung.

Die Menschen, die jeden Tag zu Hunderten an dem Schild vorbeieilen, ahnen nicht, daß die erst im September 2012 erfolgte Namensgebung der Passage einen grundlegenden Kurswechsel in der lokalen Erinnerungskultur markiert. Seit dem Ende des Ersten Weltkrieges 1918 waren in diesem Bahnhof und in dieser Stadt – sofern das möglich war – alle



sichtbaren Relikte und Hinweise auf die Zugehörigkeit zum Deutschen Reich beseitigt worden. Man hatte alle Denkmäler zu Ehren der deutschen Kaiser niedergerissen, die Zugehörigkeit von Metz zu Deutschland erschien als eine Epoche der Fremdherrschaft und Unterdrückung, die man aus dem kollektiven Gedächtnis zu verbannen suchte.

Wenn es jetzt in Metz immer mehr Hinweise darauf gibt, daß die Reichslandzeit (1871–1918) als eine Epoche gewürdigt wird, die für die Stadtentwicklung auch positive und zukunftsweisende Impulse brachte, verdient dies die Beachtung von Außenstehenden, denn vermutlich wird diese Umdeutung des historischen Selbstbildes der Metzger auch ihre Kontakte und Beziehungen zu den deutschen Nachbarn verändern. Auf den folgenden Seiten wird deshalb untersucht, in welcher Weise sich das kulturelle Gedächtnis der Metzger – vor allem in ihrer Wahrnehmung der Reichslandzeit – in den vergangenen Jahren veränderte. Es wird gefragt nach Kontinuitäten und Veränderungen, nach zentralen Akteuren, Aktionen und Projekten sowie nach den Ursachen und Gründen für diesen Deutungswandel.

Eine Mauer des Schweigens nach 1918

Das Ende des Ersten Weltkrieges offenbarte in aller Deutlichkeit, daß in der Stadt im Grunde zwei große Bevölkerungsgruppen existierten, zwischen denen es zuvor zwar immer wieder latente Gegensätze gegeben hatte, die nun aber in ganz unterschiedlicher Weise vom Ausgang des Krieges betroffen waren. Für die aus Deutschland eingewanderte Gruppe war das Kriegsende eine Katastrophe, die nicht nur die materiellen Lebensgrundlagen vieler Menschen bedrohte. Nun dominierte und triumphierte plötzlich eine Bevölkerungsgruppe, die sich zuvor vielfach als Opfer des deutschen Imperialismus betrachtet hatte. Die sogenannten »Altdeutschen« hingegen mußten erfahren, daß sie in der Stadt, die für sie ja auch längst zur Heimat geworden war, nicht mehr willkommen waren. Für viele von ihnen begann eine Zeit der Schikanen und Denunziationen, die vielfach auch zu Ausweisungen durch die französischen Behörden führte. Etwa 20 000 Personen verließen teils freiwillig, teils aufgrund ihrer Ausweisung die Stadt,

was einen tiefen Bruch in der demographischen Entwicklung zur Folge hatte. Die nun wieder aufgebrochene tiefe Kluft zwischen den großen Bevölkerungsgruppen in Metz bedeutete im Grunde die Fortführung des Krieges – auch nach dem Waffenstillstand.

Ein wichtiges Instrument in diesem Kampf war die Beseitigung aller Insignien der deutschen Herrschaft in Metz, die auf diese Weise aus dem kollektiven Gedächtnis der Stadtbevölkerung gelöscht werden sollte. Der 19. November, der Tag an dem französische Truppen in Metz einmarschierten, wurde als Tag der Befreiung vom deutschen Joch gefeiert. Auf die Zerstörung der Denkmäler folgte die Umbenennung aller neugebauten Straßen, die nun französische Namen erhielten. So wurde aus dem Kaiser-Wilhelm-Ring, der Prachtstraße der Metzger Neustadt, die Avenue Maréchal Foch.

Die Deutungshoheit hinsichtlich der Reichslandzeit lag nun bei Maurice Barrès und seinen Adepten. Vor ihren Augen fanden die in deutscher Zeit entstandenen Bauwerke und Stadterweiterungen keine Gnade. Die Neustadt war demnach nur ein »Gemisch von Lügen, mangelnder Ordnung und fehlendem Genie«.¹ Die Architektur des Bahnhofes wurde als kolossal und häßlich gedeutet, ja die gesamte Stadterweiterung erschien als unerlaubte Verunstaltung des überkommenen Stadtbilds. Erinnerungswert aus der Reichslandzeit waren hingegen alle Akte eines heldenhaften Widerstands gegen die deutsche Besatzung, die Barrès schon 1908 in seinem Roman *Colette Baudouche* beschrieben hatte.

Aus dieser Perspektive fanden Beispiele für ein friedliches und gelungenes Miteinander der großen Bevölkerungsgruppen in Metz vor dem Ersten Weltkrieg keine Beachtung. Auch die zahlreichen – in deutscher Sprache verfaßten – literarischen Zeugnisse für ein friedvolles Zusammenwachsen alteingesessener Metzger Familien einerseits und den Altdeutschen andererseits wurden lange Zeit in der französischen Öffentlichkeit nicht zur Kenntnis genommen. Demnach blieben deutsche, aus Metz stammende Autoren, die diesem biculturellen Miteinander ein literarisches Denkmal gesetzt hat-

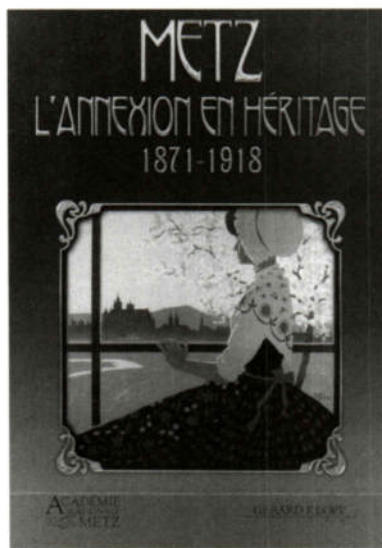
ten, in Frankreich lange Zeit unbekannt. Zu diesen Autoren und Zeitzeugen gehören neben Ernst Moritz Mungenast, Adrienne Thomas, Otto Flake auch Herrmann Wendel und Polly Maria Höfler.²

Auch wenn diese Autoren möglicherweise in der Retrospektive ein idealisiertes, zu einseitiges Tableau der Metzger Gesellschaft aus deutscher Perspektive gezeichnet haben, läßt sich nicht übersehen, daß auch gesicherte statistische Daten eine zunehmende Annäherung belegen. So wurden vor dem Ersten Weltkrieg mehr als 25 Prozent aller Ehen in Metz zwischen alteingesessenen Metzger Familien und Altdeutschen geschlossen. Auch das sind Indizien für eine in ersten Ansätzen erkennbare Kultursymbiose, die über eine zumeist friedliche Koexistenz hinausging und die durch den Ersten Weltkrieg dann völlig verschüttet wurde.

Im Grunde brachte der folgende Weltkrieg kein Ende der Tabuisierung der Reichslandzeit im kollektiven Gedächtnis der Metzger Bevölkerung. Im Gegenteil: Die Schrecken der Nazi-Herrschaft während der deutschen Besatzung von 1940–1944 und der erzwungene Kriegsdienst der Lothringer in der deutschen Wehrmacht hatten zur Folge, daß die traumatischen Erfahrungen mit der deutschen Besatzung nach 1940 nach dem Zweiten Weltkrieg – möglicherweise ohne Absicht – auf die Reichslandzeit rückprojiziert wurden, wodurch die Zeit von 1871–1918 im kollektiven Gedächtnis der Metzger nachträglich eine zusätzliche negative Aufladung erhielt. Diese Verschmelzung zweier ganz unterschiedlicher

Epochen der Stadtgeschichte in den Köpfen vieler Metzger verstärkte die Gewißheit, daß die Zugehörigkeit zu Deutschland immer eine Zeit erlittenen Unrechts, eine Zeit der Fremdherrschaft war.

Mit wachsender zeitlicher Distanz hat sich diese diffuse anachronistische Vermischung übrigens tendenziell eher verstärkt: bevorzugte man lange Jahre



aus der nationalen französischen Perspektive die vereinheitlichende Bezeichnung *occupation* für beide Epochen deutscher Herrschaft, verwendet man heute vielfach den Begriff *première* (1871–1918) et *deuxième* (1940–1944) *Annexion*. Auch hiermit wird eine Ähnlichkeit beider Epochen suggeriert, die mehr als problematisch ist, da sie im Grunde die NS-Besatzung relativiert und verharmlost.

Zur Funktion der Grenze zu Deutschland für eine neue Identitätskonstruktion

Noch mehrere Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg dominierte eine negative Deutung der deutschen Herrschaft und damit ein kritisches Deutschlandbild im kollektiven Gedächtnis der Metzger. Dieser Befund einer Kontinuität, die sich über etwa zwei Generationen erstreckt, führt zur Frage nach den Ursachen für diese abgrenzende, zum Teil auch ablehnende Haltung gegenüber den deutschen Nachbarn. Jean-Noël Grandhomme ist dabei zu dem Ergebnis gekommen, daß bereits nach der Rückgliederung an Frankreich im Jahr 1918 die Grenzregionen Elsaß und Lothringen aus nationalpolitischen Erwägungen den Auftrag erhielten, die nun wieder nach Osten verschobene Grenze durch eine *politique de francisation culturelle et de rééducation patriotique*³ zu stabilisieren. Die zurückgewonnenen Regionen an der deutschen Grenze hatten die Aufgabe, diese Grenze zu verteidigen, die als Schutzwall gegen einen Erbfeind wahrgenommen wurde: »Il fallait donc mettre une distance mentale pour contrer cette proximité géographique... La frontière doit offrir un contraste avec l'extérieur, l'autre monde. Cette accentuation s'est faite par un rejet manifeste et systématique du passé étranger, germanique après 1918.«⁴

Eine ähnliche Erklärung für diese Abgrenzungsstrategie gab im Jahr 2002 auch Gérard Longuet, der zu dieser Zeit Präsident des Regionalrats von Lothringen war. Er kam ebenfalls zu dem Ergebnis, daß Lothringen nach den großen Konflikten zwischen Frankreich und Deutschland in den beiden letzten Jahrhunderten eine besondere Aufgabe zu übernehmen hatte: »La République a en effet assigné à la Lorraine un rôle très particulier. Ce faisant, elle a privé la Lorraine de sa véritable personnalité, qui est [...] d'abord et avant

tout un lieu d'échange, un lieu de rencontre, un lieu où se sont cotoyées et mêlées, au fil des siècles, la culture germanique et la culture romaine.«⁵

Diese Zitate belegen, daß sowohl in der Geschichtsforschung als auch in der Politik sich in den letzten Jahren – zunächst noch zaghaft – die Erkenntnis durchgesetzt hat, daß die Abgrenzung gegenüber Deutschland und die Ausblendung der Zugehörigkeit zu Deutschland vor allem den übergeordneten nationalpolitischen Rahmenbedingungen in Frankreich geschuldet war. Der Identitätsaufbau in Lothringen nach 1918 stand demnach ganz im Dienst der Sicherung der territorialen Integrität Frankreichs. Die Nähe zu Deutschland erschien damit als potentielle Gefahr, der man eine offensive Anbindungspolitik der kollektiven Mentalitäten der Grenzlandbewohner an die Werte und Prinzipien französischer Kultur und Geschichte entgegensetzte.

Es ist nicht einfach, den genauen Beginn der grundlegenden Neuorientierung der historischen Gedächtniskultur hin zu einer eher positiven Deutung der Reichslandzeit in Metz zu bestimmen. Ohne Frage handelte es sich zunächst um eine Minderheitsposition sehr engagierter Akteure. Für eine erste grenzüberschreitende Vernetzung im Hochschulbereich sorgte bereits 1978 der Germanist Jean David, der als Präsident der Universität Metz den Mut hatte, das erste Deutsch-Französische Hochschulinstitut (ISFATES – DFHI) in Metz und Saarbrücken zu gründen. Solche Pionierarbeiten wurden flankiert von dem Aufbau transnationaler Netzwerke auf akademischer Ebene, die z. B. bei den Historikern zu einer intensiven grenzüberschreitenden Kooperation führten.⁶ Gleichwohl sollte der Einfluß dieser ersten, zumeist akademischen Kontakte auf die Entwicklung der kollektiven Mentalitäten der Menschen beiderseits der Grenze nicht überschätzt werden. Weiterhin dominierte das nationale Paradigma in der Wahrnehmung und Deutung der jeweiligen regionalen und lokalen Geschichte.

Die Entdeckung der Reichslandzeit als kulturelles Erbe

Noch zu Beginn dieses Jahrhunderts überwog in Metz eine distanzierte Wahrnehmung und Deutung der Reichslandzeit, es gab nur

vereinzelt positive Bewertungen dieser von der Zugehörigkeit zu Deutschland geprägten Epoche der Stadtgeschichte. Das wichtigste wissenschaftliche Standardwerk war die 1976 erschienene monumentale Studie *La Lorraine annexée*⁷ von François Roth. Sie vermittelte den Lesern umfassende Kenntnisse über diese Epoche, wobei jedoch verständlicherweise eine französische Deutungsweise überwog. Nur sehr behutsam haben sich französische Historiker in der Folgezeit um Wertungen bemüht, die die Reichslandzeit in ihren verschiedenen Facetten in ein positiveres Licht rückten.

Man kann feststellen, daß die wichtigsten Impulse für eine Umdeutung eher von Vertretern anderer Berufsgruppen ausgingen. Da gab es den Journalisten Jacques Gandebeuf, der nach seiner Tätigkeit beim *Républicain Lorrain* eine Lebensaufgabe darin fand, die Kenntnis der Lebensgeschichte und der Schriften von Adrienne Thomas einem größeren Publikum zu vermitteln. In seinem 2009 erschienenen Buch *Adrienne Thomas: Le fantôme oublié de la gare de Metz* setzte er sich vehement dafür ein, das Werk dieser Metzzer Schriftstellerin in ihrer Heimatstadt angemessen zu würdigen. Für eine grundlegende Neubewertung auch anderer Persönlichkeiten der Reichslandzeit kämpft er seit 2007 in seinem Internet-Blog *Moselle humiliée*,⁸ in dem er zu sensiblen Themenfeldern der regionalen Geschichte Lothringens Stellung nimmt.

Von herausragender Bedeutung für die Neubewertung des städtebaulichen Erbes der Reichslandzeit sind die Publikationen der Architekturhistorikerin Christiane Pignon-Feller.⁹ Sie hat maßgeblich dazu beigetragen, daß die Stadtverwaltung von Metz im Jahr 2008 den Antrag gestellt hat, die nach 1902 erbaute Metzger Neustadt (das sogenannte »Kaiserviertel«) in die UNESCO-Liste der Weltkulturstätten aufzunehmen. Nichts zeigt die damit offenbarte »Umwertung aller Werte« besser als dieser Antrag, für den die folgende Begründung formuliert wurde: »Si cet ensemble a longtemps été rejeté par la population messine comme »germanique«, suite au souvenir douloureux laissé par la Seconde Guerre Mondiale, la période de réconciliation franco-allemande initiée par de Gaulle et Adenauer dans les années 60 a permis un rapprochement entre les deux nations, Metz retrouvant en cela son rôle historique de pivot entre les deux cultures.«¹⁰



Auch wenn der Antrag auf Aufnahme in die Liste der UNESCO inzwischen in veränderter Form erneut gestellt werden mußte, wenn man die räumlichen Grenzen und zeitlichen Eckdaten für das Areal des Weltkulturerbes erweiterte, wird deutlich, daß das städtebauliche Erbe der Reichslandzeit damit eine Aufwertung erfahren hat, die vor einigen Jahren niemand für möglich gehalten hatte. Da kann man nur hoffen, daß die für das Jahr 2014 in Aussicht gestellte Entscheidung dem Wunsch der Metzger Rechnung trägt.

Ein Umbruch – mehrere Ursachen

Das zuletzt angeführte Zitat nennt auch eine wesentliche Ursache für diesen Wandel in der lokalen Gedächtniskultur. Natürlich ist die inzwischen etablierte binationale Partnerschaft und engmaschige Verflechtung zwischen Frankreich und Deutschland eine wichtige Voraussetzung, die nicht nur im Jubiläumsjahr des Elysée-Vertrags im offiziellen Festkalender der Stadt Metz deutlich wird. Stand die Stadt als immer wieder umkämpfter Festungsplatz jahrhundertlang im Zentrum des deutsch-französischen Antagonismus, so konnte sie und mit ihr auch die anderen östlichen Grenzprovinzen Frankreichs nun ein ganz anderes Funktionsprofil und Selbstverständnis im binationalen Miteinander entwickeln.

Von gleichrangiger Bedeutung ist aber auch die europäische Integrationspolitik, die trotz aller Schwierigkeiten die Wahrnehmung von Grenzen gründlich verändert hat. Heute wäre es anachronistisch, die politische Grenze zu einem Nachbarstaat zu einem kaum überwindbaren Hindernis auszubauen. Niemand

in Westeuropa kann sich vorstellen, daß es erneut eine Staatsmaxime geben könnte, durch die die geographisch gegebene Nähe zwischen Menschen beiderseits von Staatsgrenzen dadurch aufgehoben wird, daß man künstliche, distanzierende Barrieren schafft. Ein neuer Eiserner Vorhang mitten in Europa wäre in der Tat eine Schreckensvision. Auch wenn hinsichtlich des Zusammenwachsens der Großregion noch viele Wünsche offen sind, gibt es doch inzwischen – gerade auch in den Mitgliedsstädten von QuattroPole – ein so engmaschiges Netz grenzüberschreitender Kooperation, daß die Zivilgesellschaften die Aufrichtung neuer Mauern auch im Bereich kollektiver Mentalitäten wohl nicht akzeptieren würden.

Neben der Veränderung der binationalen und europäischen Rahmenbedingungen ist aber noch ein anderer Faktor von besonderer Bedeutung. Zwischen 1918 und heute liegt inzwischen eine Zeitspanne von drei Generationen. Da gibt es keine Zeitzeugen mehr, die die in der Reichslandzeit gemachten Lebenserfahrungen an ihre Ur(ur-)enkel weitergeben könnten. Damit erlischt die Form des kollektiven Gedächtnisses, die die Weitergabe persönlicher Erinnerungen auch auf mündlichem Weg an nachfolgende Generationen erlaubt.¹¹ Somit haben sich auch die Narben der Wunden geschlossen, die diese Ära bei manchen Metzger Familien hinterlassen hat. Das Gedächtnis an diese Epoche ist ohne Zweifel im Begriff, langsam zu verblassen bzw. zu einem »erkalteten Mythos« oder Gedächtnis zu werden.¹²

Aber die gerade in den letzten fünf Jahren deutlich verstärkte Erinnerungsarbeit zeigt, daß hier noch ein Nachholbedarf besteht, weil die gesamte Ära über etwa sieben Jahrzehnte aus dem kollektiven Gedächtnis verdrängt bzw. in Teilen tabuisiert wurde. Die Reichslandzeit ist in der Geschichte von Metz somit Teil einer Vergangenheit, die noch nicht wirklich vergangen ist.

Engagierte Akteure – neue Spuren im Stadtbild und ein Ehrenbegräbnis

Es ist denkbar, daß zwei Sitzungen des Metzger Stadtrats in den Jahren 2011 und 2012 eines Tages Eingang finden in die Annalen der lokalen Historiographie. Jedes Mal stand die Um-

benennung von Straßennamen auf der Tagesordnung. Damit ergab sich die Gelegenheit, einige zumeist im kollektiven Vergessen versunkene Persönlichkeiten der Reichslandzeit wieder in das Licht der städtischen Gegenwart zu holen. Dominique Gros, der Bürgermeister von Metz, hatte eingangs der Sitzung noch einmal erläutert, welche Persönlichkeiten für eine solche Ehrung ausgewählt werden sollten: »Le principe veut qu'on choisisse des personnalités locales ou nationales qui se sont particulièrement illustrées en occupant des situations considérables, qui ont contribué au développement des arts, lettres, sciences ou ont été bienfaiteurs de la cité.«¹³

Als erster wurde Paul Tornow (1848–1921) geehrt, der von 1874 bis 1887 als Kaiserlicher Bezirks-Bauinspektor in Lothringen tätig war und dann von Wilhelm II. mit der neogotischen Neugestaltung des Westportals der Metzger Kathedrale betraut worden war. Er hatte während der langen Zeit seines Wirkens auch etliche andere bedeutende Bauten wie z.B. die Kaiserkirche in Courcelles-Chaussy errichtet. Seine architektonischen Werke hatten nicht nur in Deutschland hohe Anerkennung gefunden. Nach seinem Ausscheiden aus dem Staatsdienst ließ er sich mit seiner Frau in Scy-Chazelles bei Metz nieder, wo seine Frau dann 1916 verstarb. Tornow selbst erhielt nach 1918 mehrere Ausweisungsbefehle, aber es gelang ihm, noch einige Zeit in der geliebten lothringischen Heimat zu bleiben. Schließlich wurde er ultimativ zur Ausreise am 7. Juni 1921 aufgefordert. Allerdings verstarb er am Morgen des gleichen Tages, und er wurde auf dem Friedhof in Scy-Chazelles beigesetzt. Sein künstlerisches Werk war schon vorher beim Kaiser auf Kritik gestoßen, der seit einiger Zeit neoromanische Formen bevorzugte. Nach 1918 verstärkte sich die Kritik auch von französischer Seite, und man bezeichnete sein neogotisches Portal als »schlechte Nachahmung der mittelalterlichen Kunst«.¹⁴

Nun trägt die ganz in der Nähe der Kathedrale gelegene *Rue du Pont de la Préfecture* den Namen *Rue Paul Tornow*. Eine vielbeachtete zweisprachige Ausstellung hat sein Lebenswerk dokumentiert, und dazu erschien auch ein Katalog. Zusätzlich gab es noch eine weitere Ehrung: Jahrelang war Paul Tornow in Metz genauso vergessen wie seine Begräbnisstätte, die in Scy-Chazelles verwahrloste. Erst vor wenigen Jahren setzte sich eine binatio-



nale Gruppe aus verschiedenen Metzger Vereinen dafür ein, das Grab zu restaurieren. Mit Unterstützung der französischen Behörden konnte diese Arbeit inzwischen abgeschlossen werden. Am 9. April 2013 wurde die neue Grabstätte in Anwesenheit von etwa 200 Gästen eingeweiht. Der Präsident des Generalrats des Mosel-Departements hatte zu dieser Veranstaltung eingeladen. So wurde Paul Tornow gewissermaßen durch einen Staatsakt die Ehre und Anerkennung zuteil, die ihm zu Lebzeiten verwehrt worden war.¹⁵

Neben Paul Tornow und Adrienne Thomas sind übrigens auch noch zwei weitere Persönlichkeiten der Reichslandära aus der *Damnatio memoriae* befreit worden: Zum einen wurde dem Architekten des Metzger Bahnhofs Jürgen Kröger die Ehre zuteil, daß der Tunnel zu den Abfahrtsgleisen nach ihm benannt wurde. Zum anderen wurde schon 2010 direkt im Umfeld des neuen Musée Pompidou ein Garten nach Jean-Baptiste Keune benannt, der bis zu seiner Ausweisung 1919 Leiter des Metzger Museums gewesen war. Er hatte sich große Verdienste bei der Sicherung der Funde im Bereich des 1902 freigelegten großen römischen Amphitheaters erworben, und so ist es sinnvoll, Keune an der Stelle zu ehren, an der ja früher dieses Bauwerk gestanden hatte.

Engagierte Akteure – neue Bücher und ein Museum in Planung

Im Oktober 2012 publizierte die *Académie nationale de Metz* ein in vielerlei Hinsicht bemerkenswertes Buch mit dem Titel *L'annexion en héritage*. Es handelt sich um eine Beitragsammlung, an der ausschließlich Akademiemitglieder mitgewirkt haben. Diese Beiträge beleuchten die Reichslandzeit aus ganz unterschiedlichen Perspektiven, ganz nach dem Modell der Akademiestruktur, in der sich ja auch Experten ganz verschiedener Berufsfelder und Wissenschaftsdisziplinen zusammenfinden. Dieses kollektive Engagement der inzwischen schon über 250 Jahre alten Akademie ist auch deshalb beachtlich, weil die Akademie sich während der gesamten Reichslandepoche geweigert hatte, in deutscher Sprache zu kommunizieren oder zu publizieren. Aus dem gleichen Grund nahm sie während der gesamten Reichslandzeit auch nur zwei deutschstämmige Mitglieder auf. Im Vorwort zu dem neuen Buch schreibt der Präsident Christian Jouffroy: »Pendant la première Annexion, de 1871 à 1918, l'Académie nationale de Metz s'est résolument opposée à la germanisation de la vie messine et a courageusement défendu la langue française; aujourd'hui c'est à elle qu'échoit l'honneur de réhabiliter les richesses et l'héritage de cette société biculturelle.«¹⁶

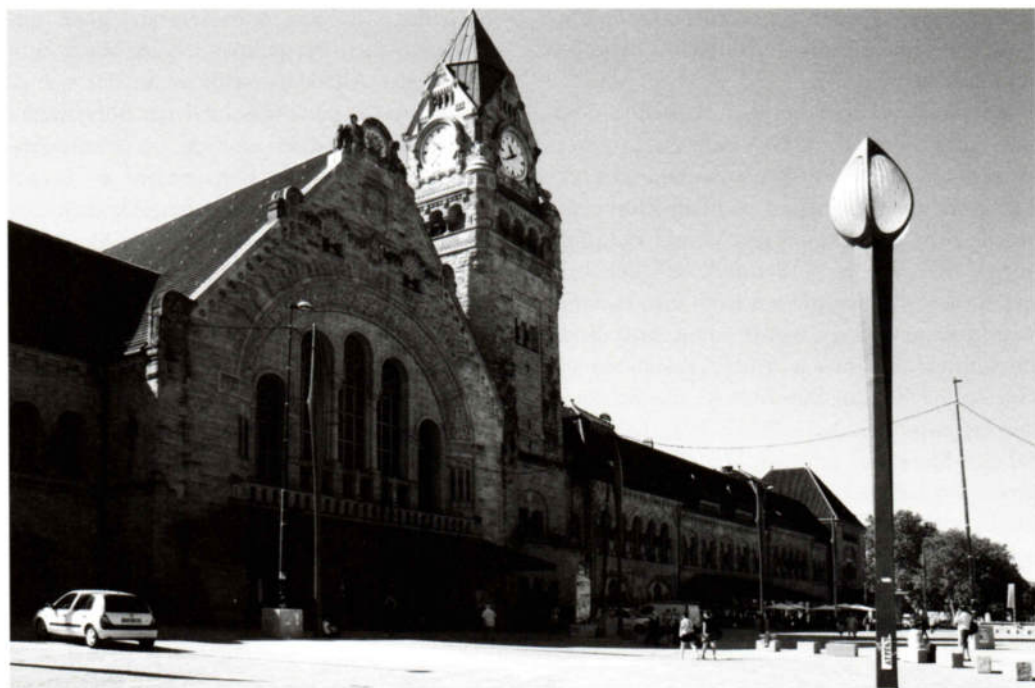
Das Buch bietet ein breites Spektrum von Beiträgen. Da gibt es interessante biographische Skizzen von bisher wenig bekannten Personen, da finden sich aber auch innovative Studien zum kulturellen Leben sowie zur Verwaltungsstruktur und zum Sozialwesen. An etlichen Beiträgen kann man übrigens durchaus erkennen, daß es zur Deutung der Reichslandzeit keine einheitliche Sprachregelung gibt. Da ist an manchen Stellen die Rede von der *Occupation* bzw. dem *Occupant*, an anderer Stelle spricht man von der *délivrance* im Jahr 1918. Das ist kein Mangel, sondern eher ein Hinweis darauf, daß es hier einen – vermutlich länger dauernden – Prozeß einer historischen Umdeutung gibt.

Ein weiteres Werk, das sich ebenfalls mit der Reichslandzeit beschäftigt, erschien im April 2013. Der Autor und Historiker Pierre Brasme, der ebenfalls Mitglied der schon genannten *Académie nationale de Metz* ist, hatte schon zuvor zahlreiche wissenschaftliche Beiträge zur Reichslandzeit in Metz publiziert,¹⁷ allerdings hat er mit seinem neuen Werk *L'indésirable* erstmals gänzlich das Genre gewechselt. Es handelt sich um einen Roman, der sich mit dem heiklen Thema der Vertreibungen der deutschstämmigen Bevölkerungsgruppe aus Metz in den Jahren 1918–1919 beschäftigt, ein

Problemfeld, um das Historiker bisher zumeist einen großen Bogen gemacht haben. In seinem Vorwort erläutert der Autor das von ihm gewählte Verfahren der Fiktion und die Einbettung des Romans in einen authentischen historischen Kontext: »Ayant travaillé depuis quelques années sur de nombreux documents d'archives de la période 1918–1920, l'auteur assure le lecteur que, s'il a pris quelques libertés avec les faits, le contexte historique et l'atmosphère dans lesquels ce roman se déroule ont été parfaitement respectés.«¹⁸

Es geht um das in einem Tagebuch dokumentierte Schicksal von Martha Kaiser, einer Deutschen, die seit 1879 in Metz lebt und einen jungen Mann aus Metz heiratet. Schon vor dem Ersten Weltkrieg verstirbt ihr Mann, und dann verliert sie ihre beiden Söhne während des Krieges. Im November 1918 muß sie erleben, wie die verbliebenen deutschstämmigen Einwohner in Metz schikaniert und verfolgt werden. In diesem Klima des Hasses, der Revanche und Denunziationen lehnt sie sich gegen die neuen französischen Autoritäten auf, denn sie glaubt weiterhin an die Möglichkeit eines friedlichen Miteinanders der Bevölkerungsgruppen in Metz. Ausgerechnet der französische Offizier Robert de Saint-Florent hilft ihr, indem er mehrfach für ihre Freilassung

Eine Art monumentale Kaiserpfalz: der neoromanische Bahnhof in Metz



sorgt. Es bahnt sich eine Liebesbeziehung zwischen den beiden Hauptpersonen an. Aber solche Gefühle scheitern an einer menschenfeindlichen Umgebung, wo es zwischen Siegern und Besiegten keinen Platz für ein vertrauensvolles Miteinander gibt.

Der Roman von Pierre Brasmézeugt von einer bemerkenswerten Empathie, bisher gab es wohl noch keine vergleichbaren schriftlichen Zeugnisse, die die Notlage und Verzweiflung der Ausgewiesenen in ähnlich überzeugender Weise zum Ausdruck brachten. Mit den Mitteln der Fiktion, mit zumeist überzeugend gestalteten Romanfiguren gelingt es ihm, die mit den Ausweisungen verbundenen menschlichen Tragödien zu vergegenwärtigen. Die Leser des Romans können sich mit den beiden tragischen Helden in vollem Umfang identifizieren, die übrigens so gezeichnet sind, daß sie alle gängigen nationalen Stereotypen widerlegen. Angesichts der übermächtigen nationalen Antagonismen ist jedoch ihr Kampf für eine humane und auf Vertrauen und Verständigung gerichtete Welt zum Scheitern verurteilt. Ohne Frage eignet sich dieses Buch auch für eine Verfilmung in den kommenden Jahren.

Schließlich ist nach der Vorstellung der verschiedenen Aktivitäten und symbolischen Akte ein Großprojekt zu nennen, das von einer politischen Initiative getragen wird. Im März 2012 erfolgte in Gravelotte bei Metz die Grundsteinlegung für das neue *Musée départemental de la Guerre de 1870 et de l'Annexion*. Aus deutscher Sicht mag man sich die Augen reiben, welche Gründe es geben kann, mehr als 140 Jahre nach einem verlorenen Krieg ein Museum zur Dokumentation eines solchen Ereignisses einzurichten. Aber das verweist uns erneut auf die bereits beschriebenen Defizite und Verspätungen im kollektiven Gedächtnishaushalt Ost-Lothringens. Diesmal ist das Département Moselle der Projektträger. Vermutlich wurde diese Initiative auch angestoßen durch vergleichbare geschichtskulturelle Inszenierungen in den benachbarten Départements. So befindet sich im elsässischen Schirmeck seit einiger Zeit ein großes *Mémorial* zur Geschichte des Elsaß und Ostlothringens im 20. Jahrhundert, und auch in Verdun gibt es immer neue Projekte zur Dokumentation des Ersten Weltkriegs. Da ist es verständlich, daß sich auch im Département Moselle der Wunsch entwickelte, die eigene ganz spezi-

fische Geschichte zum Zweck der Selbstprofilierung und Identitätsstiftung angemessen zu präsentieren.

Als Standort wurde Gravelotte gewählt, wo 1870 eine der blutigsten Schlachten stattgefunden hatte. Hier gab es bereits seit 1874 ein Kriegsmuseum, das allerdings in den Jahren nach 1970 ein Schattendasein führte, was auch zum Verlust zahlreicher Exponate führte. Nun hat der Generalrat eine umfangreiche Broschüre aufgelegt, in der die neuen Baulichkeiten und das museale Konzept vorgestellt werden. Darin schreibt Patrick Weiten, der Präsident des Generalrats einleitend: »Je souhaite maintenant que ce nouveau musée nous aide à mettre notre histoire locale en perspective et qu'il nous permette de redécouvrir cette histoire récente de la Moselle, trop souvent occultée ou dévalorisée. Je souhaite encore [...] qu'il devienne un point de convergence des Mosellans désireux de redécouvrir une histoire qui leur appartient en premier lieu.«¹⁹

Die Broschüre enthält auch einen Hinweis auf das Gesamtkonzept: Demnach wird das neue Museum nur ein Baustein sein »pour la création d'un véritable pôle historique et mémoriel comprenant [...] le futur Lieu de mémoire départemental et son Mur des Noms«. Nun bleibt abzuwarten, welche dominanten Deutungsmuster für die Reichslandzeit durch das neue Museum propagiert werden. In jedem Fall werden wir dann eine noch genauere Kenntnis der historischen Selbstverortung der Menschen in Ostlothringen haben. Schließlich ist ein solches Museum immer auch die staatlich sanktionierte historische Autobiographie einer Region.

Ausblick

Es ist deutlich geworden, daß die Umdeutung der lokalen Geschichte in Metz ein noch keineswegs abgeschlossener Prozeß ist. Diese Offenheit ist ein Merkmal jeder lebendigen Erinnerungskultur. Auf Grund der Vielfalt der Aktionen und des Engagements der Akteure kann man aber davon ausgehen, daß die Zeiten einer ausschließlich mononationalen Wahrnehmung und Deutung der Stadtgeschichte von Metz endgültig überwunden sind. Es ist schon beeindruckend, daß diese Neubewertung der Reichslandära von Akteuren aus ganz unterschiedlichen beruflichen

Horizonten getragen wird, daß es neben Ärzten wie Christian Jouffroy auch ehemalige Journalisten wie Jacques Gandebeuf oder Lehrer wie Pierre Brasme sind, die zu den wichtigen Leitfiguren geworden sind. Auffällig ist auch, daß etliche dieser Akteure gar nicht aus Metz stammen, sondern wie die letztgenannten Personen aus anderen Teilen Frankreichs.

Wir alle wissen, daß kollektive Erinnerungsprozesse sich nicht beliebig steuern lassen, daß sie – wie ein großes Passagierschiff – lange Zeit für Richtungswechsel benötigen. Da jedoch auch die städtischen Amtsträger sowie die anderen staatlichen Behörden diese Neuorientierung immer unterstützt, wenn nicht gar angeregt haben, kann man zu dem Ergebnis kommen, daß dieser Prozeß sich wohl nur umkehren ließe, wenn sich zuvor die nationalen Rahmenbedingungen grundlegend verschlechterten. Das ist jedoch sehr unwahrscheinlich. In diesem Sinn bleibt festzustellen, daß die Stadt Metz auch hinsichtlich ihrer Öffnung und Dynamik in der lokalen Geschichtskultur ihrem Selbstverständnis als europäische Kulturmetropole durchaus gerecht wird.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Maurice Barrès, *Colette Baudouche. Histoire d'une jeune fille de Metz*, Paris: Juven 1909, S. 20: »Tout ce quartier neuf, qui vise à la puissance et à la richesse, n'est que mensonge, désordre et pauvreté de génie.«
- 2 Vgl. Gérard Botz, *La vie littéraire en Moselle*, in: www.membres.multimania.fr/g00ffr5/.../liteloupourlcr.ht... (letzter Zugriff 15. 5. 2013). Vgl. auch die zahlreichen Publikationen von Günther Scholdt.
- 3 *Boches ou Tricolores. Les Alsaciens-Lorrains dans la Grande guerre*, hrsg. von Jean-Noël Grandhomme, Strasbourg: La Nuée bleue 2008, S. 408.
- 4 Ebd. S. 405.
- 5 Philippe Martin und François Roth, *Mémoires et lieux de mémoire en Lorraine*, Sarreguemines: Pierron 2003, S. 9.
- 6 Ein wichtiges Ergebnis dieser Kooperation mit einer großen Breitenwirkung ist das von Rainer Hudemann und seinen Mitarbeitern entwickelte online-Projekt zu Stätten grenzüberschreitender Erinnerung in der Großregion: www.memotransfront.uni-saarland.de/ (letzter Zugriff 17. 5. 2013).

- 7 François Roth, *La Lorraine annexée: étude sur la Présidence de Lorraine dans l'Empire allemand (1870–1918)*, Woippy: Ed. Serpenoise ²2007.
- 8 www.mosellehumiliee.com (letzter Zugriff 17. 5. 2013).
- 9 *Ihr Hauptwerk Metz 1848–1918. Les métamorphoses d'une ville*, Metz: Ed. Serpenoise ²2013.
- 10 www.mairie.metz.fr/metz2/evenement/tgv/unesco.php (Zugriff am 30. 4. 2008).
- 11 Jan Assmann spricht in diesem Fall von einem kommunikativen Gedächtnis, vgl. Jan Assmann, *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, München: C. H. Beck 1999, S. 50 ff.
- 12 Vgl. dazu Herfried Münkler, *Geschichtsmythen und Nationenbildung*, in: <http://www.bpb.de/themen/IPFPLD.html> (letzter Zugriff 16. 5. 2013).
- 13 <http://www.metzavenir.net/wordpress/?p=1055> (letzter Zugriff 20. 5. 2013).
- 14 Vgl. Alain Hilbold, Gérard Leonard und Alphonse Schneider, *Paul Tornow, Architekt, & Auguste Dujardin, Bildbauer – ihre Werke im Département Moselle 1874–1904*, Saarbrücken: Lichtenstern 2011, S. 58. Es handelt sich um den Katalog einer Ausstellung, die 2011 in Metz, 2012 in Forbach und 2013 in Scy-Chazelles gezeigt wurde.
- 15 Maßgeblich beteiligt an den posthumen Ehrungen für Paul Tornow war auch der Saarbrücker Fernsehjournalist Manfred Voltmer. Er erhielt vor einigen Jahren zufällig den Hinweis, daß die Frau von Paul Tornow eine Schwester seines Urgroßvaters war, vgl. *Saarbrücker Zeitung* vom 25. 10. 2012.
- 16 *Metz. L'annexion en héritage*, hrsg. von der Académie nationale de Metz, Metz: Ed. Klopp 2012, S. 7.
- 17 Zur Person von Pierre Brasme und seinen historischen Forschungen siehe seinen blog: <http://pbrasme.unblog.fr/> (letzter Zugriff 20. 5. 2013).
- 18 Pierre Brasme, *L'indésirable*, Metz: Ed. des Parais 2013, S. 8.
- 19 Le Conseil Général de la Moselle présente: *Musée départemental de la Guerre de 1870 et de l'Annexion*, Metz 2012, S. 3.



Eine Bühne für aktuelle Kunst in Saarbrücken und der Großregion

Ein Gespräch mit Andrea Jahn, Leiterin der Stadtgalerie Saarbrücken

Sabine Graf befragte Andrea Jahn, promovierte Kunsthistorikerin und seit September 2012 neue Leiterin der Stadtgalerie Saarbrücken, über ihre Pläne und Ausstellungsvorhaben.

Die Stadtgalerie ist mit mancherlei Etiketten behaftet, darunter die vom »Labor« oder »Institut für Wahrnehmung«, was das Haus in seinen besten Jahren auch war. Haben diese Deutungen Sie bei Ihrer Bewerbung um die Leitung der Galerie beeinflusst?

Das Thema »Kunstlabor« hat mich natürlich interessiert. Vor allem deshalb, weil ich Kunst zeigen möchte, die sich nicht am Kunstmarkt orientiert, sondern die Entwicklungen reflektiert, die unsere Gesellschaft bestimmen. Insofern möchte ich den Begriff vom Labor gerne aufnehmen, um den prozesshaften und performativen Charakter dessen zu beschreiben, was in der Stadtgalerie passieren wird.

Was wußten Sie von der Arbeit der Stadtgalerie bislang?

Die Stadtgalerie ist mir bisher durch Publikationen und Kooperationen bekannt, die ich für den Württembergischen Kunstverein in Stuttgart organisiert habe – insbesondere das Projekt mit John Hilliard und eine Ausstellung mit Ingrid Mwangi. So war die Stadtgalerie für mich immer ein Ort für aktuelle Kunst mit überregionaler Ausstrahlung.

Was hat Saarbrücken für Sie interessant gemacht?

Die Stadt verfügt über ein vielfältiges kulturelles Angebot und über ein Publikum, das im Kunstbereich durch die HBK und die Universität ein intellektuelles Niveau mitbringt. Darüber hinaus bieten Saarbrücken und die Großregion ein hohes Maß an Lebensqualität, das ich gerade mit Familie sehr zu schätzen weiß.

Außer ihrem legendären Ruf und den diesen begleitenden Leerformeln ist von der Stadtgalerie nicht mehr viel übriggeblieben. Video, Hörkunst

und Performance, die einstmals Neuen Medien, sind durchaus in die Jahre gekommen. Zudem übernehmen heute andere Institutionen in Stadt, Land und Großregion die einst der Stadtgalerie zu zeigen vorbehaltene aktuelle Kunst. Die Zeit für eine Neubewertung, ein Reload, ist gekommen. Worauf kommt es für Sie dabei an?

Es sind nicht die Medien, die für mich in der zeitgenössischen Kunst ausschlaggebend sind. Die aktuelle Kunst wird von malerischen, installativen und performativen Positionen ebenso beherrscht, wie von neuen Ansätzen in der Videokunst und Fotografie. Diese Tendenzen laufen parallel. Was mich aber vor allem interessiert, sind die Inhalte, die über diese Medien transportiert werden. Mir kommt es darauf an, schwierige Themen oder auch sperrige formale Lösungen so zu vermitteln, daß die Besucher sich damit nicht allein gelassen fühlen.

Worin sehen Sie die Stärken der Stadtgalerie?

Das Haus selbst ist für Ausstellungen noch nicht etablierter, experimenteller Positionen wie geschaffen. Seine barocke Architektur vermittelt einen starken, eigenen Charakter, der die Künstler immer wieder zu neuen Lösungen herausfordert. Damit bieten die räumlichen Gegebenheiten auf zwei Geschossen mit Veranstaltungssaal und Innenhof so viele Möglichkeiten, daß wir unterschiedliche künstlerische Ansätze auch parallel zeigen können. Hinzu kommt, daß die zentrale Lage der Stadtgalerie am St. Johanner Markt ideal ist, um die Aufmerksamkeit des Publikums zu gewinnen. Dafür müssen wir allerdings noch an der Außenwirkung des Hauses arbeiten und kluge Lösungen für eine einladende Fassade- und Eingangsgestaltung finden.

Welche Perspektive wollen Sie der Stadtgalerie geben?

Mein Wunsch ist es, die Stadtgalerie in ein offenes Haus zu verwandeln, in dem die Menschen verschiedenen Formen von Kunst begegnen, die sich mit dem Leben auseinander-

setzen. Das heißt, ein lebendiges Haus, in dem künstlerische Positionen zu finden sind, die sich mittel- oder unmittelbar mit den ästhetischen, politischen, geistigen oder lebenspraktischen Bedingungen unserer Existenz auseinandersetzen und sich damit den Fragen unserer Zeit stellen. Diese Begegnung soll auf verschiedenen Ebenen stattfinden: beim Besuch der Ausstellungen, im Gespräch mit den Künstlern, die vor Ort arbeiten (Labor!), im Kinderworkshop, bei der Seniorenführung, im Austausch mit Leuten aus der Wissenschaft, der Literatur, dem Theater und der Musik, die neue Perspektiven mit ins Spiel bringen. Oder auch ganz einfach beim Essen! Denn die Cafeteria, die Pablo Wendel in unserer ersten Ausstellung mit dem Kunststrom-Unternehmen *Performance Electrics* erfolgreich in unserem Veranstaltungsraum eingerichtet hat, soll auch zukünftig ein wichtiger Ort der Kommunikation bleiben.

Welche Erfahrungen von Ihren vorherigen Stationen in der Galerie der Stadt Stuttgart, im Württembergischen Kunstverein und im Kunstverein Friedrichshafen können Sie für Ihre Arbeit in Saarbrücken nutzen?

In der Galerie der Stadt Stuttgart und im Württembergischen Kunstverein war ich für das Wechselausstellungsprogramm auf über 1500 m² zuständig. Dabei zeigten wir die gesamte Bandbreite von Performances über Klangkunst, Installationen, Malerei, Fotografie, Zeichnung oder auch aktionistische und konzeptuelle Arbeiten, die das Internet nutzten. Die Erfahrungen und Kontakte, die dabei entstanden, sind für mich natürlich eine wichtige Grundlage für die Arbeit in der Stadtgalerie und die Kooperationen mit befreundeten Institutionen. In Friedrichshafen wiederum habe ich gelernt, daß auch mit einem kleineren Budget viel bewegt werden kann. Das werde ich auch für die Stadtgalerie zu nutzen wissen.

In Saarbrücken arbeiteten Sie in Ihren ersten beiden Ausstellungen mit Künstlern zusammen, die Sie, wie Pablo Wendel und Birgit Dieker bereits in Friedrichshafen gezeigt hatten. Bleibt es dabei, daß in Friedrichshafen vorgestellte Positionen auch in Saarbrücken zu sehen sein werden?

Daß ich in Saarbrücken mit Dieker und Wendel eingestiegen bin, hatte verschiedene Gründe: Zum einen wäre es in der Kürze der Zeit bis zur Wiedereröffnung im November

gar nicht möglich gewesen, etwas völlig Neues zu entwickeln. Zum anderen wollte ich gerade zum Neubeginn ein starkes Signal setzen, das mit Pablo Wendels systemkritischem Ansatz und Birgit Diekers ästhetischer Position meine Vorstellungen vom Ausstellungsprofil der Stadtgalerie programmatisch zusammenbrachte. In dieser Richtung möchte ich natürlich auch mit Künstlern zusammenarbeiten, deren Werke ich bisher noch nicht gezeigt habe. Das macht meine Arbeit ja erst so richtig spannend!

Auf der Internetseite der Stadtgalerie ist von einem Programm die Rede, das internationale, noch ungesicherte Kunst zeigt. Welche Kriterien legen Sie zugrunde?

Mich interessieren künstlerische Positionen, die reflektieren, was – ganz allgemein formuliert – auf der Welt passiert. Das können feministische, medien- und bildkritische Ansätze ebenso sein, wie die Auseinandersetzung mit eurozentristischen Konventionen. Wichtig ist mir dabei aber auch eine unverbrauchte Bildsprache, die sich nicht an marktgängigen Konzepten orientiert und im besten Fall die Strategien des Kunstmarkts unterläuft.

Sie bindet ein Vierjahresvertrag an das Haus. Einst hieß es, das solle so sein, damit der Wechsel belebe. Das klingt nach Durchgangsstation, auch für Sie? Wieviel läßt sich in diesem Zeitraum machen?

Ich habe bereits in meinem Vorstellungsgespräch deutlich gemacht, daß ich nach Saarbrücken gekommen bin, um die Stadtgalerie wieder zu einer Bühne für aktuelle Kunst mit überregionaler Ausstrahlung zu machen. Dafür reichen vier Jahre nicht aus. Deshalb baue ich darauf, daß ich die Zeit bekommen werde, um die Stadtgalerie in der Stadt, in der Region und darüber hinaus bekannt zu machen – mit einem Profil, das ganz auf sie zugeschnitten ist. Die Zeit dafür will ich mir gerne nehmen.

Welche Gestaltungsmöglichkeiten haben Sie? Wie groß können die Schritte sein, die Sie mit Ihrem Programm machen?

Unsere Gestaltungsmöglichkeiten sind gut, weil wir mit einer eigenen Künstlerwohnung und äußerst wandelbaren Räumen über eine funktionierende Infrastruktur verfügen, die Künstlern das Arbeiten vor Ort erleichtert. Mit jeder individuell auf die Stadtgalerie aus-



Delphine Reist, *Reinigung* 2013, Installationsansicht Stadtgalerie Saarbrücken

gerichteten Ausstellung gehen wir einen Schritt in die richtige Richtung mit einem eigenen, nicht austauschbaren Profil.

Dafür muß der Jahresetat von 110 000 Euro und 50 000 Euro für Öffentlichkeitsarbeit ausreichen. Tut er das?

Vorläufig schaffen wir es, mit diesem Budget auszukommen, indem wir uns auf Einzelausstellungen konzentrieren und mit anderen Häusern kooperieren. Bei größer angelegten Themenausstellungen oder auch Performance-Reihen, an denen viele Künstler beteiligt sind, würde dieser Etat nicht mehr ausreichen. In solchen Fällen brauchen wir natürlich die Unterstützung durch Drittmittel und Sponsoren.

Bei saarländischen Sponsoren bin ich bereits auf gute Resonanz gestoßen und deshalb guter Dinge, daß wir mit dem ein oder anderen langfristig zusammenarbeiten können.

Ein Thema, das sich mit der Kunststrom-Aktion von Pablo Wendel verband, war die Bedeutung der Kunst als Produktivfaktor für die Gesellschaft und die Rolle des Künstlers. Nicht anders bei dem Künstlerpaar Faulon-Reist, das unter dem Thema »Body Building« sich dem Fitnesswahn annahm. Aber auch das war nur eine Metapher für eine tieferliegende Frage nach der Gesellschaftsfähigkeit des

Einzelnen, nach Rollen und Konventionen. Damit behauptet die Stadtgalerie wieder ihren Rang als Institution, die sich gesellschaftlich positioniert. Wird das wahrgenommen?

Ja, ich denke sogar, daß dieser Aspekt für manche Besucher einen direkteren Zugang gerade zu zeitgenössischen Positionen eröffnet, die sich einer konventionellen ästhetischen Wahrnehmung entziehen. Wenn ich mit unseren Besuchern darüber spreche, mit welchen Kunstbegriffen wir heute umgehen und wie Künstlerinnen und Künstler ihre Rolle in der Gesellschaft reflektieren, beginnt ein Nachdenken über Kunst, das weit über das einzelne Kunstwerk hinausgeht. Darum geht es.

Besucherzahlen gelten gerade in öffentlichen Kunsthäusern als Gradmesser. Im Fall der Stadtgalerie hatten sie sich auf 7500 Besucher eingependelt. Ihre Vorgänger behaupteten, mehr sei nicht drin für einen solchen Ort. Sehen Sie das auch so?

Natürlich ist es auch für uns wichtig zu wissen, daß wir unser Publikum erreichen. Und ich denke, wir müssen verschiedene Möglichkeiten nutzen, damit die Stadtgalerie wieder für eine größere Anzahl von Besuchern interessant wird: ein generationenübergreifendes Vermittlungsangebot, die Kooperation mit der HBK und die enge Zusammenarbeit mit



Laurent Faulon, *Im Falle von Augenkontakt ...* 2013, Installation Stadtgalerie Saarbrücken

Schulen stehen für mich dabei ganz oben auf der Agenda. Außerdem werden wir mit Vorträgen, Lesungen und Konzerten auch Veranstaltungen ins Haus bringen, die ein breiteres Publikum ansprechen und dieses vielleicht erstmals mit aktueller Kunst in Berührung bringen.

Vermittlung und Kommunikation, das war in den vergangenen Jahrzehnten eher eine Feblanzeige, wenn nicht ein Totalausfall. Jetzt ist das mit Angeboten, wie dem »Kindersonntag« mit Workshops, Brunch und Führungen für die Eltern anders. Wie sind Ihre Erfahrungen damit bislang?

Unser »Kindersonntag« kommt sehr gut an, weil wir damit die ganze Familie ansprechen. Hier geht es nicht darum, die Kinder irgendwie zu beschäftigen, damit die Eltern Zeit für andere Dinge haben. Tatsächlich bekommt es die ganze Familie mit der Kunst zu tun: Die Kinder, indem sie, von Kunstpädagogen begleitet, durch die Ausstellung gehen, um dann selbst künstlerisch zu arbeiten. Und die Eltern und Großeltern im Gespräch mit mir bei einem gemütlichen Frühstück und anschließender Führung. Das hat bisher offenbar soviel Spaß gemacht, daß wir am Ende immer länger zusammensaßen als geplant.

Warum ist es für Sie wichtig, auch mit Kindern und Senioren ins Gespräch zu kommen?

Kinder sind viel neugieriger und offener im Umgang mit unkonventionellen Bildern und Sehweisen! Wenn sie in der Begegnung mit aktueller Kunst spannende Erfahrungen gemacht haben, wird sie das auch als Erwachsene prägen. Und manchmal schaffen sie es auch, ihre Eltern für Dinge zu begeistern, für die diese keinen Blick (mehr) haben.

Bei den Senioren auf der anderen Seite scheint die Neugier auf Ungewohntes wieder zu wachsen. Ich erlebe sie als engagierte und kritische Besucher, die bereit sind, sich immer wieder auf Neues einzulassen.

Auch Sie beklagten bereits die versteckte Eingangssituation der Galerie durch die Wendeltreppe im Rauchfang. Das ist jedoch den Differenzen des Galeriegründers Bernd Schulz mit der Stadt geschuldet und Folge der Trennung von Kulturcafé und Galerie. Genau diese Verbindung sollte jedoch die Besonderheit des Hauses ausmachen: das Café als Schleuse für die Galerie. Drei Monate nach der Eröffnung 1985 war das kein Thema mehr. Daber der neue Eingang, der nach dem Wechsel der Stadtgalerie zur Stiftung Saarländischer Kulturbesitz gebaut wurde zum Preis von 120 000 DM. Wie stel-

len Sie sich einen neuen Eingang in die Galerie vor? Und wichtiger: Wer gibt Ihnen dafür das Geld?

Gemeinsam mit der Baudezernentin Rena Wandel-Höfer haben wir bereits einen Entwurf für die Neugestaltung der Eingangssituation erarbeitet, der die Treppe zum Innenhof hin ausrichtet und so einen großzügigen Eingang schafft, der die Besucher bereits unter den Arkaden in Empfang nimmt. Das dafür notwendige Geld werden wir erst noch beschaffen müssen. Aber wir sind ja erst am Anfang, und ich bin guter Dinge, daß wir das langfristig hinbekommen.

Die Stadtgalerie hat einen großen Teil Ihrer Bedeutung dadurch erhalten, daß man aufgrund des nicht einfachen Zuschnitts der Räume Ausstellungen in situ inszenierte, wie Bernd Schulz nimmermüd betonte. Also Ausstellungen, die auf die Räume hin konzipiert wurden. Das bleibt auch bei Ihnen so, oder spielt das keine Rolle mehr?

Doch, das wird auch weiterhin wichtig sein, aber nicht ausschließlich. Während bei Bernd Schulz die Raumerfahrung selbst eine entscheidende Rolle spielte, ist es bei mir eher der kreative Umgang mit bestehenden Räumen, die einmal zur Firmendependance für ein Kunst-Strom-Unternehmen umfunktioniert oder wie bei Laurent Faulon und Delphine Reist als Wellness-Zentrum eingerichtet werden. Es geht also weniger darum, die Räume in ihrer Funktion als Ausstellungsorte zu bestätigen, als darum, durch Störfaktoren und Interventionen ihren musealen Charakter immer wieder auch in Frage zu stellen.

Die »Kammer«, die zu bespielen einst eine Art »Königsdisziplin« war, wird nun zur Bibliothek. Geben Sie da nicht eine möglicherweise interessante Raumsituation in einem Haus auf, das gerade durch den besonderen Schnitt der Räume seine Bedeutung hat?

Leider gab es keine andere Möglichkeit, unsere Bibliothek unterzubringen. Doch die übrigen Räume bieten uns noch soviel Spielraum, daß wir mit diesem Kompromiß leben können.

Sie bringen zwei verschiedene künstlerische Positionen in Doppelausstellungen zusammen. Das gab es bislang nicht im Haus. Warum bei Ihnen?

Die aktuellen Tendenzen in der Kunst sind so vielfältig, daß es spannend und in manchen Fällen auch unerlässlich ist, unterschiedliche Positionen nebeneinander zu zeigen. Dabei

spielt für mich auch eine wichtige Rolle, wie diese Kunstformen rezipiert werden. So sind die Fotos von Andy Spyra für ein anderes Publikum interessant als die Installationen von Reist/Faulon. Aber indem ich sie zusammen präsentiere, wecke ich vielleicht bei manchen die Bereitschaft, sich auf künstlerische Lösungen einzulassen, mit denen sie zuvor noch nichts anfangen konnten. Bei meinen Führungen mache ich diese Erfahrungen immer wieder.

Den Innenhof zu öffnen, auch das ist immer wieder mal ein Thema. Wollte man den Innenhof von der Katholisch-Kirch-Straße her öffnen, dann müßten die Taststelen von Karl Prantl weg. Damit beseitigte man den Teil einer den ganzen St. Johanner Markt umfassenden künstlerischen Gestaltung, die einst den Ort überhaupt als öffentlichen Raum markiert hat. Diese Arbeit beschreibt mit anderen Arbeiten eine Epoche der Kunst im öffentlichen Raum, ohne die letztlich auch eine Institution wie die Stadtgalerie nicht möglich gewesen wäre.

Die Notwendigkeit, den Innenhof zur Katholisch-Kirch-Straße hin zu öffnen, sehe ich gar nicht. Viel wichtiger wäre es, die Sichtbarkeit der Stadtgalerie zum St. Johanner Markt hin zu erhöhen, damit die Menschen auch »im Vorbeigehen« in den Hof kommen, um Kunst zu sehen. Deshalb werden wir den Innenhof verstärkt bespielen und Künstler einladen, insbesondere im Sommer Konzepte für diesen Außenraum zu entwickeln.

Wie sehen Sie die Stadtgalerie im Kontext der im Land befindlichen Museen und öffentlichen Galerien?

Ich sehe uns als Teil eines Netzwerks, das bereits mit der diesjährigen SAAR ART wiederholt erfolgreich zusammenarbeitet. Allerdings ist dieses Netzwerk – besonders in Saarbrücken – noch ausbaufähig. Und ich würde mich freuen, wenn sich durch die neue Künstlerische Leitung des Saarlandmuseums auch unsere Austausch- und Kooperationsmöglichkeiten verbessern ließen.

...und im Kontext der Großregion?

Mit dem FRAC in Metz und dem Casino in Luxembourg verbinden uns konzeptuelle und inhaltliche Gemeinsamkeiten, die ich gerne ausschöpfen möchte, um Ausstellungskooperationen oder gemeinsame Projekte, beispiels-

weise zur Performance-Kunst, auf den Weg zu bringen.

Sie planen, zur FRAC in Metz Kontakte zu knüpfen. Was hätte man in Saarbrücken davon, wenn man etwas von dort auch hier sieht. Nicht wenige Kunstinteressierte fahren schließlich nach Metz.

Mit dem FRAC könnte es zum Beispiel darum gehen, Thementausstellungen mit vielen verschiedenen Künstlern so anzulegen, daß ein Teil in Saarbrücken und ein Teil in Metz gezeigt wird. Damit würden wir uns in den räumlichen Gegebenheiten ergänzen und unser Publikum vergrößern. Auch die Presse- und Öffentlichkeitsarbeit würde sicherlich davon profitieren.

Sie sprachen bei einer Diskussionsveranstaltung in Ihrem Haus im November vergangenen Jahres davon, daß Sie mit der Hochschule der Bildenden Künste Saar und dem Neuen Saarbrücker Kunst-



Andrea Jahn

Geb. 1964 in Neu-Ulm/Donau, Studium der Kunstgeschichte, Anglistik und Germanistik in Tübingen, München, New York und Trier. 1997 Promotion über die amerikanische Bildhauerin Louise Bourgeois. 1997–2001 Ausstellungskuratorin und Neubaubeauftragte des Kunstmuseums Stuttgart. 2002–05 Kuratorin und Stellvertretende Direktorin des Württembergischen Kunstvereins Stuttgart. 2006–11 Repräsentantin der Villa-Grisebach-Auktionen, Berlin. 2008–12 Kuratorin des Kunstvereins Friedrichshafen. Seit 1. September 2012 Direktorin der Stadtgalerie Saarbrücken. Zahlreiche Publikationen zur Kunst und Fotografie des 20. und 21. Jahrhunderts.

verein zusammenarbeiten wollen. Auch diese Verbindung zur Kunsthochschule war bei der Stadtgalerie in den früheren Jahren der Fall. Allerdings gab es damals noch keine Galerie der HBK. Immerhin hatte die Schule seinerzeit die Zusammenarbeit aufgekündigt. Warum ist die Zusammenarbeit besser als zum Beispiel mit dem Saarländischen Künstlerbund, der seine Ausstellungen in der Stadtgalerie nicht mehr durchführen kann?

Wir pflegen mit der HBK eine projektbezogene Zusammenarbeit, die sehr stark von einzelnen Konzepten und Künstlerpersönlichkeiten geprägt ist. Diese Offenheit ist wichtig, um immer wieder neue Ansätze zuzulassen und auf aktuelle Entwicklungen zu reagieren. Ich meine damit zum Beispiel ein Projekt, das wir im Sommer gemeinsam mit dem *xm:lab* unter der Leitung von Prof. Daniel Hausig realisieren werden, in dem die Ausstellung in einer Art Laborsituation die Entwicklung und Vorbereitung von *City Light Space* für die Berliner Promenade zeigt. Derartige Einzelprojekte könnte ich mir auch mit dem Saarländischen Künstlerbund vorstellen, aber keine Mitglieder ausstellungen, an denen jeder teilnehmen kann, nur weil sie oder er im Verband ist.

Dafür planen sie eine »Frischzellen« genannte Ausstellungsreihe, in der Sie junge Künstler oder noch unbekannte Positionen vorstellen wollen. Gibt es nicht bereits derartige Foren, etwa die Galerie der HBK. Brauchen wir daher noch ein weiteres Forum dieser Art?

Ich fände es sehr positiv, wenn junge KünstlerInnen auch außerhalb der HBK bereits ein Forum erhalten könnten. Sie arbeiten dann nicht mehr im Schutz der Akademie und stellen sich damit einer breiteren Öffentlichkeit.

Wie sieht es mit der Zusammenarbeit mit der saarländischen Kunstszene aus? Sie scheinen nicht grundsätzlich dagegen zu sein, aber auch nicht unbedingt dafür. Welche Formen der Zusammenarbeit könnten Sie sich vorstellen?

Ich bin nach Saarbrücken gezogen, um mich mit den Menschen und Strukturen vor Ort auseinanderzusetzen. Dazu gehören selbstverständlich auch alle, die Kunst machen und ausstellen. Eine Zusammenarbeit ist für mich immer dann möglich, wenn sie ins Konzept der Stadtgalerie paßt. Und das besteht für mich ganz klar darin, über den eigenen Tellerand hinauszuschauen und künstlerische Entwicklungen international zu verfolgen, um sie

dann nach Saarbrücken zu bringen. Das war der Ansatz, der die Stadtgalerie in ihren frühen Jahren unter Bernd Schulz überregional bekannt gemacht hat, und das ist auch meine Zielsetzung. Wenn wir den Anspruch erheben, die Stadtgalerie wieder zu einer Bühne für aktuelle Kunst zu machen, dann müssen wir uns auch internationalen Ansprüchen und einer überregionalen Kritik stellen. Das erreichen wir nicht, wenn wir uns im Saarland gegenseitig auf die Schulter klopfen und lediglich in dem bestätigen, was wir bereits erreicht haben. Ich bin also offen für alle, die sich diesen Herausforderungen gerne stellen und das eigene Land und die eigene Geschichte bereit sind, von außen zu betrachten.

Was passiert in diesem Jahr noch in der Stadtgalerie?

Nach der SAAR ART werden wir das Haus parallel mit drei Ausstellungen bespielen: Zum einen mit den Performance- und Videoarbeiten der Deutsch-Iranerin Anahita Razmi

(*1981), mit dem bereits genannten HBK-Projekt des *xm:lab* und den malerischen Interventionen verschiedener Graffiti-Künstler im Innenhof, die sich über den Sommer hin ständig verändern werden. Ende September zeigen wir Malereien und Objekte des Berliner Künstlers Klaus-Martin Treder (*1961) parallel zu den trickfilmbasierten Videoarbeiten der Stuttgarterin Pia Maria Martin (*1971). Im November schließlich richten wir den Robert-Schuman-Preis aus, mit Künstlerinnen und Künstlern aus Metz, Trier, Luxemburg und Saarbrücken.

Gibt es ein Projekt, das Sie besonders gerne in Saarbrücken umsetzen wollen?

Ja, da Performance-Kunst für mich eine besondere Herzensangelegenheit ist und ich bereits in Stuttgart Gelegenheit hatte, gemeinsam mit vielen unterschiedlichen Institutionen vor Ort eine international besetzte Performance-Reihe zu veranstalten, wäre das auch ein Traum, den ich gerne in Saarbrücken und der Großregion realisieren möchte.



**Zum Glück
gibt's LOTTO**

Eric Lanz

Videoarbeiten



1

Warum sind Sie Künstler geworden?

Es schien mir damals der beste Weg zu sein, mich selbst ein Leben lang immer wieder in Frage stellen zu können und auch zu müssen. Tatsächlich ist bei jeder neuen Arbeit die Möglichkeit gegeben, die Dinge neu zu sehen und alles anders zu machen, auch wenn man mit der Zeit bemerkt, daß es für andere nicht komplett anders daherkommt.

Wann und warum haben Sie sich für die Neuen Medien entschieden?

Mein Zugang zur Kunst ist hauptsächlich über den Film erfolgt, und zwar sehr früh über die Entdeckung des Experimentalfilms, also in Sinne einer Abkehr vom Erzählkino. Mich interessierte der sinnliche Zugang zum bewegten Bild: Das fing schon mit der ganz analogen Handarbeit am Schnitt der Super-8-Streifen oder mit gestischen Kamerabewegungen an. Diese Dinge setzten der halbschläfrigen Faszination des Kinos oder des Fernsehens etwas entgegen. Zur sinnlichen Wahrnehmung solcher Bilder



2

gehörte dann eben auch das Wachrütteln des Zuschauers und seine Beweglichkeit bei der Betrachtung, also die Dimension des Raumes in der Installation. So kam ich dann zum Video als einer Möglichkeit, bewegte Bilder im taghellen Raum zu zeigen und lernte so dessen Potential kennen, komplexe Zusammenhänge in eine Gleichzeitigkeit zu bringen.

Gibt es ein Kunstwerk, das für Sie von besonderer Bedeutung ist?

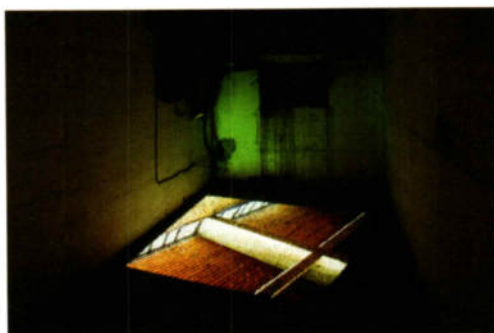
Da gibt es natürlich viele, mit denen man sich intensiv auseinandersetzt. Vielleicht gibt es aber tatsächlich eines, über das ich besonders oft nachdenke. Es ist *Present-Continuous-Past(s)* von Dan Graham (1979), eine Videoarbeit in der man sich zeitversetzt selber sieht, also auch die eigenen Reaktionen auf das eigene Abbild im medialen Spiegel beobachtet und dann genau dieses Beobachten vorgesetzt bekommt, bis man in eine Art Zeitstrudel gerät. Der technische Kniff war damals so einfach wie genial: Graham hat das Videoband über den Schreib-

1 *Unseen – An den Rändern der Fotografie*, Projektausstellung der HBKsaar, im KuBa Kulturzentrum im Eurobahnhof 2012

2 Workshop mit Ingo Gerken an der HBKsaar, Fotoexperiment von Malika Hagemann

3 open house. Projekt der HBKsaar im Versöhnungszentrum Marl Lenkerbeck 2013

links: Videoinstallation von Anja Khersonska, rechts: Fotoinstallation von Jasmin Steinberg



3

kopf eines Rekorders und über den Lesekopf eines anderen laufen lassen und konnte so mit dem physischen Abstand der beiden Geräte ganz einfach das Zeitintervall bestimmen. Den Betrachter stürzt er damit noch heute in einen Taumel der Medialität, auch wenn die Arbeit mittlerweile mit einem digitalen Puffer arbeitet. Sie beschreibt genau den Moment, in dem ein Live-Moment aufgezeichnet und dadurch zur Vergangenheit wird, daß er als Wiedergabe erscheint.

Spielt das Zeiterlebnis in Ihren Videoarbeiten auch eine wichtige Rolle?

Es geht ja nicht allein darum, ein technisches Mittel künstlerisch zu nutzen. Das Ziel ist darüber hinaus, die Funktionsweise eines Mediums, seine ganz eigene Form von Illusion so erlebbar zu machen, daß ein Bewußtsein auf unsere alltägliche Benutzung dieses Mediums herüberschwappen kann. Beim Rückwärtszeigen eines physikalischen Prozesses, zum Beispiel in meinen Arbeiten *Fugen* (2012), erzeugen

manche Bilder einerseits das Verständnis ihres tatsächlichen Ablaufes in der realen Welt, aber andererseits und zeitgleich auch die Vorstellung eines möglichen Geschehens in der medial gespeicherten Parallelwelt. Diese breitet sich auf unseren Festplatten und im Internet aus und spiegelt unter Aufhebung von Naturgesetzen eine merkwürdige Zeitlichkeit vor.

Welche Bedeutung hat die Arbeit mit den Studierenden für Sie?

Das Spannende daran ist die Bandbreite der individuellen Zugänge zu den allgemeinen Fragen, die man sich selber auch stellt. Das Eingehen auf die jeweils verschiedenen Ansätze bedeutet eine ständige Infragestellung, wie ich sie mir gewünscht hatte; es ist also ganz nah dran am künstlerischen Prozeß selbst. Im Hinblick auf die Entwicklung eines Studierenden kann man sogar gewissen Antworten und Beispielen etwas abgewinnen, die man selbst für seine Arbeit verworfen hatte.

Wie beeinflußt Sie das in Ihrer eigenen künstlerischen Arbeit?

Genau diese weniger selektive Auslotung, mit der man die Studierenden begleitet, bringt eine mögliche Erweiterung der eigenen Methode und des persönlichen Horizontes mit sich. Dazu kommt, daß die technologische Dimension unserer Welt sich sehr stark verändert und von Künstlern der heutigen Generation neue Überlegungen und Positionierungen verlangt. An dieser Stelle ist der Dialog über die unterschiedlichen Erfahrungen aber sehr wichtig, denn ein neues Gerät verändert von sich aus noch keine künstlerische Frage. Bei manchen Dingen freut man sich auch einfach darüber, wenn gewisse Ansätze, die man irgendwann einmal selber aufgehört hatte zu verfolgen, von jemand anderem entdeckt und schlüssig weitergeführt werden.

Was wären Sie geworden, wenn Sie kein Künstler wären?

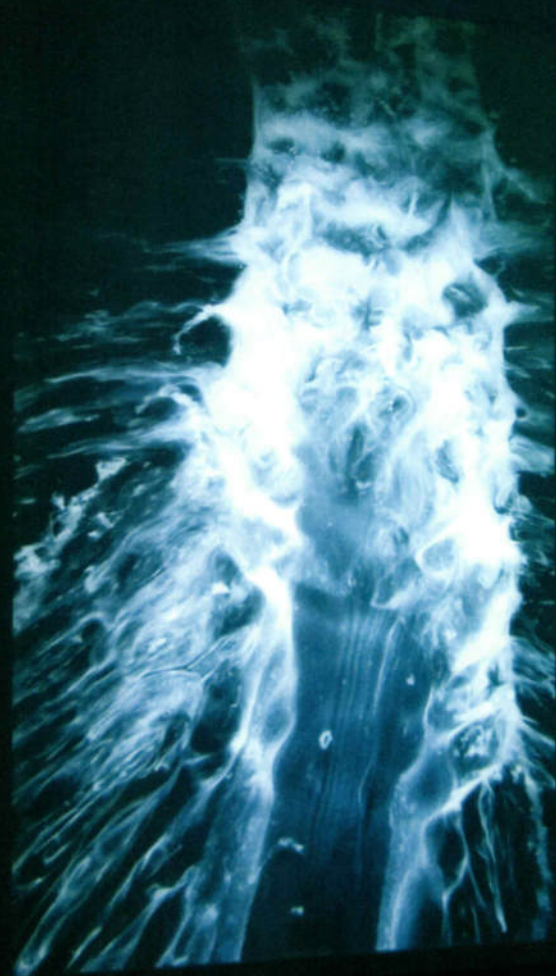
Das ist eine schwierige Frage: Ich habe sie mir seit dem Studium nicht mehr wirklich gestellt. Das einzige, was mir einfällt und mich vielleicht genauso stark interessiert hätte, stellt eine ganz andere Haltung zum Leben dar als das künstlerische Arbeiten. Es hätte etwas mit Archäologie zu tun und würde das Suchen und das Finden einander vollkommen anders zuordnen. Vielleicht entspricht dieses besondere Spurenlesen einer gewissen Umkehrung des Spurenlegens in der Kunst.

Eric Lanz ist 1962 in Biel/Bienne (Schweiz) geboren, studierte an der Ecole Supérieure d'Arts Visuels in Genf und an der Kunstakademie Düsseldorf. Er war als Lehrbeauftragter für den Bereich Medienkunst an der Hochschule für Gestaltung in Karlsruhe und für den Bereich Neue Medien an der Akademie für Bildende Künste in Mainz tätig.

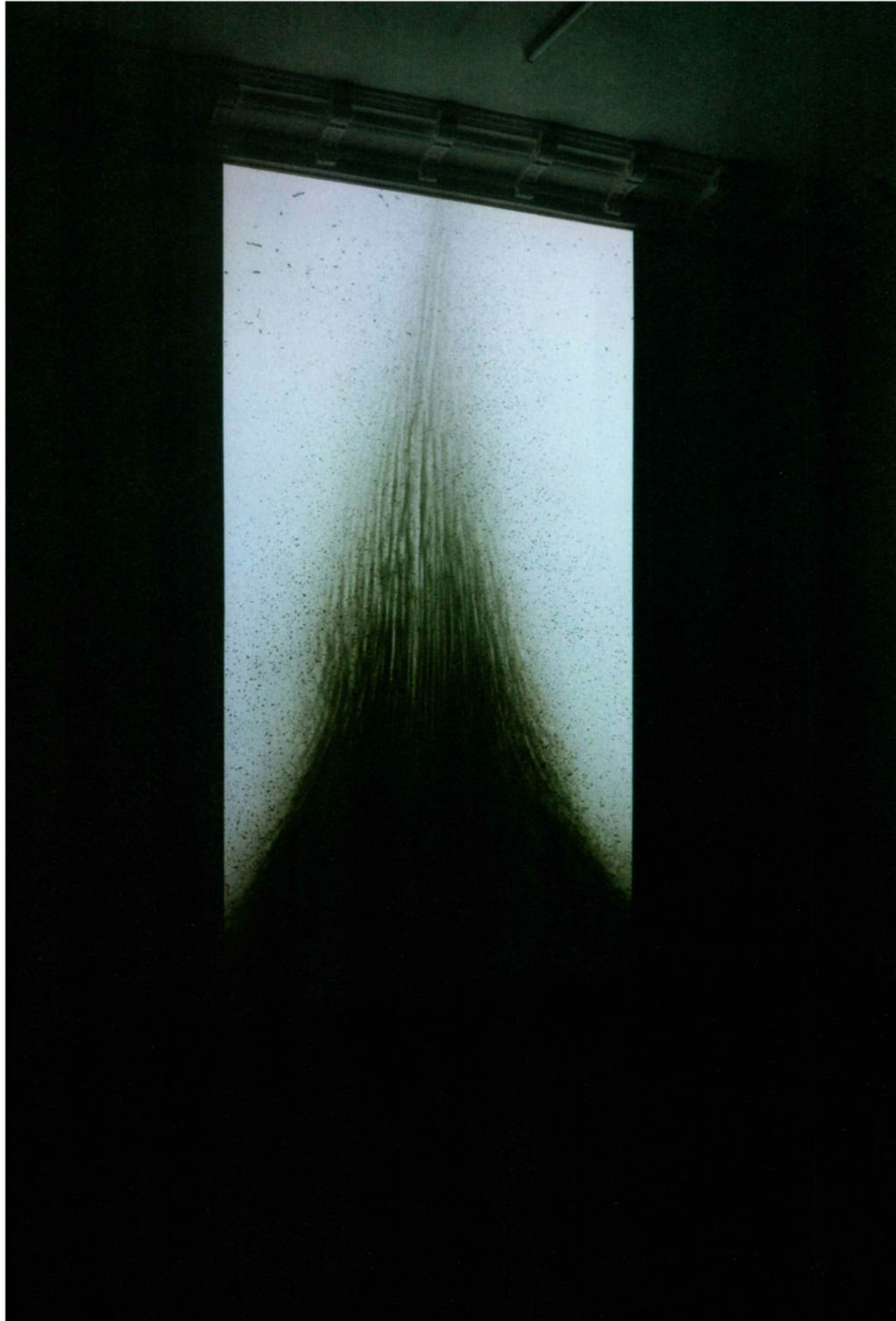
Zum Wintersemester 2010/11 wurde Eric Lanz als Professor für Video und künstlerische Fotografie an die HBKsaar berufen. Sein Lehrgebiet umfaßt zeitbasierte, lineare und nicht-lineare Videoarbeiten bis hin zu komplexen oder interaktiven Installationen sowie Fotoarbeiten aus einem weitgefächerten Umgang mit Bildern, Räumen und Aktionen.



Fugen (2012), Videoprojektionen
Galerie Leuchter, Düsseldorf









Prekäres Forschen an Universitäten und die Sparpolitik der saarländischen Landesregierung

Von Ulrich Herb

Entgegen landläufiger Meinungen ist das Arbeiten an deutschen Hochschulen alles andere als privilegiert, es sei denn, man hat den Professorenstatus erreicht. Unterhalb dieser Ebene ist die weitüberwiegende Anzahl der Beschäftigungsverhältnisse *prekär*. Mit anderen Worten: Ihnen fehlt die soziale Sicherheit, meist durch Befristungen, die sich fortlaufend verlängern und entweder nie oder nur nach langer Zeit in ein unbefristetes Beschäftigungsverhältnis übergeleitet werden. Diese Befristungen bringen neben materieller Unsicherheit weitere Beeinträchtigungen mit sich: unklare Lebens- und Familienplanung, gefährdete Altersvorsorge, ein erhöhtes Risiko, arbeitslos zu werden, sowie psychosoziale Belastungen, die sich in gesundheitlichen Problemen oder gesundheitsschädlichem Kompensationsverhalten niederschlagen können. Speziell für Wissenschaftler, die bereits seit vielen Jahren befristet tätig sind, ist das Risiko, erwerbslos zu werden erhöht: Ihre Qualifikation ist gegenüber jungen Absolventen nicht mehr konkurrenzfähig, zudem hat man auf dem wissenschaftlichen Arbeitsmarkt in einem Alter um die Mitte vierzig nahezu keine Chance mehr auf eine, wenn auch nur befristete, Anstellung. Die soziale Lage ist in solchen Situationen desolat, zumal viele der befristet Angestellten nicht in Vollzeit arbeiten und die Sozialleistungen entsprechend gering ausfallen.

Diese Szenarien stellen keine Ausnahmefälle dar: Der Hochschulforscher Mathias Neis gab in einem Interview mit dem Onlinemagazin *Telepolis* vom 19. April 2011 an, daß zwischen 85 und 90 % der im wissenschaftlichen Bereich an deutschen Hochschulen Tätigen, die keine Professur innehaben, befristet angestellt sind. Professoren stellen eine Ausnahme dar, sie sind im feudal strukturierten deutschen Wissenschaftswesen nahezu unantastbar. Für alle anderen Wissenschaftler gilt nach Neis: »Wer keine Professur erreicht hat, ist wissenschaftlicher Nachwuchs. Darunter fallen dann Personen Ende vierzig, die schon

fünf Bücher herausgegeben und eine Promotion abgeschlossen haben. Sie sind immer noch wissenschaftlicher Nachwuchs, weil sie nicht habilitiert sind beziehungsweise berufen wurden. Wissenschaftlichen Nachwuchs kann man immer wieder befristen, denn formal ist er ja noch auf dem Weg irgendwo hin. Mit dieser Begründung hält man Wissenschaftler in einer Befristung, auch wenn diese durch die Realität der Forschung und Lehre nicht gedeckt ist: Sie sind selbständige Forschungs- und Lehrpersönlichkeiten.«

Andreas Keller aus dem Bundesvorstand der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (GEW) zeichnete anlässlich eines Vortrags an der Universität des Saarlandes (UdS) im Oktober 2011 ein ähnlich dramatisches Bild; so hatten im Jahr 2009 53 % der befristeten Verträge eine Laufzeit von maximal 12 Monaten. Genau wie Neis monierte auch Keller die Chancenungleichheit zwischen den Geschlechtern. Frauen sind von prekären Arbeitsbedingungen besonders bedroht: Neis zufolge finden sich auf Professorenstellen nur circa 15 % Frauen, auch wenn sie knapp die Hälfte der Promovenden stellen. Und auch das Statistische Bundesamt stellt im Mai dieses Jahres fest: »Besonders an Hochschulen ist Befristung weit verbreitet: 80 % der dort beschäftigten 25- bis 29-Jährigen mit akademischem Abschluß hatten nur befristete Arbeitsverhältnisse.« Angestellte der gleichen Altersklasse mit ebenfalls akademischer Ausbildung aus dem Bereich Finanz- und Versicherungsdienstleistungen waren hingegen in nur 7 % der Fälle befristet tätig. Dem Sog dieser Entwicklung entzieht sich auch die UdS nicht, und neben den wissenschaftlichen Angestellten wird auch der Personaletat der nicht-wissenschaftlichen Einrichtungen einer strengen Einsparpolitik unterzogen. Daß deren Tätigkeiten keinen Selbstzweck, sondern Services für wissenschaftliche Arbeit darstellen, fällt den Forschern spätestens dann auf, wenn die Dienstleistungen von Personalabteilung, Bibliothek

oder Rechenzentrum auf sich warten lassen, die Schlangen in der Mensa wachsen oder Reparaturen sich hinziehen.

Zumindest in ihrem Koalitionsvertrag signalisiert die saarländische Regierung jedoch Wertschätzung für ihre Hochschule und gibt folgende Losung aus: »Die Landesregierung wird das Saarland auch künftig als attraktiven und profilierten Hochschul- und Wissenschaftsstandort erhalten. In diesem Zusammenhang sehen wir die Universität des Saarlandes (UdS) als forschungsstarke, mittelgroße Universität mit einem breitgefächerten Studienangebot, die sowohl auf wissenschaftliche Profilierung und Schwerpunktbildung als auch auf ihre regionale Verantwortung als einzige Universität des Landes achtet.« Und die saarländische Ministerpräsidentin Kramp-Karrenbauer versprach in der Regierungserklärung vom 16. Mai 2012, »die Attraktivität des Saarlandes als Wirtschafts- und Wissenschaftsstandort erhöhen und gleichzeitig die Wahrnehmung von Bildungs- und Teilhabechancen verbessern« zu wollen.

Dem widerspricht allerdings die Tagespolitik. Der aktuell existierende Finanzplan der Landesregierung erwartet von der UdS einen höheren Sparbeitrag als bislang erwartet: War er vormals mit 70 Millionen Euro bis zum Jahr 2020 veranschlagt, könnte er sich, Tarifierhöhungen eingerechnet, nun schlimmstenfalls verdoppeln. Und so hofft man an der UdS weiterhin auf Zuwendungen aus dem bis 2020 laufenden Hochschulpakt. Die aus diesem Topf verfügbaren Mittel dienen eigentlich dazu, das durch steigende Studierendenzahlen und doppelte Abiturjahrgänge zu erwartende Studierenden-Hoch zu meistern. Allerdings läuft der Pakt, wie erwähnt, im Jahr 2020 aus und läßt die UdS in eine ungewisse Zukunft blicken – zumal der Bezug der Mittel an Bedingungen gebunden ist: So berechnet sich die Höhe der Mittel anhand der zusätzlichen Studierenden gemessen am Bezugsjahr 2005, zudem muß das Land die Gesamtfinanzierung seiner Maßnahmen sicherstellen.

Die Sparanstrengungen des Landes wiederum sind unmittelbare Konsequenz und Teil des Sparvolumens, das man aufgrund der Schuldenbremse gegenüber dem Stabilitätsrat nachweisen muß. Fraglich scheint allerdings, ob man mit der Universität nicht eine *Cash Cow* des Landes hungern läßt: So bezeichnen zumindest die Autoren der Studie *Saarlän-*

dische Studierende als ökonomische Standortfaktoren, Professor Eike Emrich (Sportwissenschaftliches Institut), Dr. Wolfgang Meyer (Centrum für Evaluation CEval) und Freya Gassmann (CEval), die Universität. Ihr Fazit: Die Hochschule generiert mehr Einnahmen für das Land, als sie das Land kostet. Der Studie zufolge verschaffe die Universität dem Land jährlich rund 450 Millionen Euro an Umsatz- und Steuereinnahmen, darunter Miet- und Konsumausgaben der Studierenden und Angestellten sowie eingeworbene Gelder für Forschungsprojekte. Zum Vergleich: Der mit Landesmitteln finanzierte Universitätsetat beträgt aktuell nur circa 190 Millionen Euro. Die UdS generiert folglich spürbar mehr Einnahmen als Unkosten. Interviewte, die für die Studie befragt wurden, äußerten teils gar die Befürchtung, eine Infragestellung und Schwächung der international wahrgenommenen Universität unterminiere die Rechtfertigung und Anerkennung des Saarlandes als eigenständigem Bundesland.

Wissenschaft und Hochschulen haben demnach einen nicht nur ideellen oder bildungsbürgerlichen Wert, sondern auch einen wirtschaftlichen. Beides muß, vor allem auch im Saarland, eine völlig andere Anerkennung erfahren als dies bislang der Fall ist. Ansonsten bliebe nur die desillusionierende Einsicht Matthias Neis' aus besagtem Interview: »Richtig ist sicher, daß die Reden von der Wissensgesellschaft sehr wohlfeil sind, die Konsequenzen aber auch mal teuer sein können. Aber entweder wir meinen es ernst, und dann müssen wir konsequent sein. Oder wir wollen so weiter machen wie bisher und alles als leere Phrasen bestehen lassen.«

take your time
rainy days 2013
Festival de Musique nouvelle

28.11.–01.12.2013
Philharmonie Luxembourg
www.rainydays.lu



Orchestre
Philharmonique
Luxembourg

PHILHARMONIE

3.11. United Instruments of Lucilin Christoph Herndler (UA), Patricia Alessandrini, John Cage, Brian Ferneyhough, Iván Lucier, Olivier Messiaen, François Narboni, Mathias Spahlinger, Bernd Alois Zimmermann

9.11. Noise Watchers / United Instruments of Lucilin / Ernst Kovacic / Mathilde Hoursiangou / ensemble recherche Cathérine Kontz (UA), Hans Abrahamsen, John Adams, Carola Bauckholt, John Cage, Claude Debussy/ Gustave Samazeuilh, Morton Feldman, Beat Furrer, Clemens Gadenstätter, Michael Jarrell, Franz Liszt/Pierre Strauch, Wolfgang A. Mozart/Salvatore Sciarrino, Fabio Nieder, Hèctor Parra, Enno Poppe, Steve Reich, Lucia Ronchetti, François Sarhan, Richard Wagner/Max Reger

1.12. «Verweile doch, du bist so schön» – Sieben «unendliche» Momente, die so lange dauern wie man möchte
teffen Schleiermacher / Nicolas Hodges / Matteo Cesari / Terry Wey / Ulfried Staber / Minguet Quartett
Josef Matthias Hauer (UA), Georges Lentz (UA), Morton Feldman, Ragnar Kjartansson, Thomas Tallis

1.12. «The Arditti String Quartet Marathon» Klaus Lang (UA), Claude Lenner (UA), James Saunders (UA), Morton Feldman, Brian Ferneyhough, Terry Jennings, György Kurtág, Luigi Nono, Giacinto Scelsi, Anton Webern
Best Of Slow» – Orchestre Philharmonique du Luxembourg / Franck Ollu / Ernst Kovacic Alban Berg, Henri Dutilleul, Brian Ferneyhough, Witold Lutosławski, Gustav Mahler, Giacinto Scelsi

Ang- und Videoinstallationen Erwin Stache (UA), Patricia Alessandrini, Christoph Herndler, Ragnar Kjartansson, Mette Wallworth



Randunschärfen

Stadt, Region und die Frage nach der Zukunft

Von Igor Torres

Fast täglich begegnen uns in den regionalen Medien Berichte zur Architektur, Stadtplanung und Stadtentwicklung. Bei genauerer Betrachtung können sie jedoch auf ein Thema reduziert werden. Droht Veränderung, droht auch Streit. Wird in Saarbrücken über das Projekt *Stadtmitte am Fluss* berichtet, so wird heftig über das Thema Tunnel polemisiert, wird über die Erweiterung der Modernen Galerie gesprochen, so geht es darum, wer mit wem Essen gegangen ist. Und wird über eine geplante Nachverdichtung berichtet, so sind es die jetzigen Bewohner, die die bevorstehende Vertreibung aus ihrem Paradies beklagen. Zu selten werden diese einzelnen Projekte und die daraus zu folgernden Fragen in einem Gesamtzusammenhang gesehen. Die Frage ist zu stellen nach dem Bild dieser Stadt bzw. dieser Region in einer nicht zu fernen Zukunft.

Leitbilder

Man kann damit beginnen über Leitbilder nachzudenken. Vom Begriff »Leitbild« gibt es keine allgemein anerkannte Definition und er kann in die meisten Sprachen nur mit Umschreibungen aus dem Deutschen übertragen werden. Leitbilder entstehen aus einer Unzufriedenheit mit den gegenwärtigen Verhältnissen. Als Gegenentwurf entstehen Konzepte, diese zu verändern. Leitbilder sind deshalb im Rückblick stets im Zusammenhang mit dem sozialen, ökonomischen und kulturellen Kontext ihrer Entstehungszeit zu sehen. Leitbilder in der Stadtplanung wirken auf zwei Ebenen. Einerseits treffen sie Aussagen zu technischen Problemstellungen, wie der Infrastruktur, dem Städtebau und der Architektur. Andererseits besitzen sie darüber hinaus den Anspruch, durch die Gestaltung der gebauten Umwelt Einfluß auf soziale, ökonomische und ökologische Faktoren zu nehmen.

Die Wiederaufbauzeit nach dem Zweiten Weltkrieg verfolgte das Leitbild der geglie-

derten und aufgelockerten Stadt mit klaren Funktionstrennungen. Diese mündete in den Stadtentwicklungseuphorien der autogerechten Stadt der sechziger und siebziger Jahre. In den Neunzigern haben die Kontroversen über die Neugestaltung der Berliner Innenstadt die architektonischen und städtebaulichen Debatten geprägt, der Streit um das »steinerne Berlin«. Aktuell ist die Diskussion neuer städtebaulicher Leitbilder jedoch fast völlig zum Erliegen gekommen.

Bei nachlassendem wirtschaftlichen und demographischen Schwung haben die Städte nur noch die Kraft zu kleinen, projektbezogenen Schritten im bestehenden Siedlungsgefüge. Wir stellen fest, die Stadt ist bereits gebaut. In Zukunft werden wir mit dem Umbau der bestehenden Strukturen beschäftigt sein und mit der Diskussion um nachhaltige Entwicklung ist die Stadtplanung gefordert, neuen, umfassenderen Anforderungen Rechnung zu tragen und dafür Antworten zu finden.

Mobilität

Die Formulierung eines Leitbildes bedeutet eine Unterscheidung von Zielen und Maßnahmen, die als falsch erkannt worden sind und in Zukunft daher vermieden werden sollten und solchen, die als richtig erachtet und angestrebt werden sollten. Daraus könnte man etwa schlußfolgern, daß die Frage nach dem Tunnel bereits die falsche ist. Man könnte auch zunächst danach fragen, wie man sich Mobilität in Zukunft wünscht. Saarbrücken hat täglich ca. 70 000 Berufseinpender und eine Mehrzahl von ihnen kommt mit dem PKW in die Stadt. Nicht nur der ökologische Schaden, der dabei entsteht, ist enorm, sondern auch die Fläche, die für die Stillstandszeiten der Fahrzeuge vorgehalten werden muß.

Wenn ich also die Ausgangsbedingungen kenne, muß ich nun darüber nachdenken, welche Alternativen es dazu gibt. Das Fahrrad

beispielsweise ist ein Verkehrsmittel, das in Saarbrücken unterrepräsentiert und im Stadtgebiet zum Auto konkurrenzfähig ist. Dazu ist es ökonomisch wie ökologisch unschlagbar. Ein Fahrrad mehr in der Stadt bedeutet ein Auto weniger im Stau und einen Parkplatz weniger vorzuhalten, nicht zu reden über die CO₂-Ersparnis. Im Gegenzug müssen viele Vorschriften zum Auto überdacht werden – vom Abstellprivileg auf öffentlichen Straßen bis hin zum Stellplatzgebot in den Bauordnungen. Es geht hier aber nicht darum unterschiedliche Verkehrsarten gegeneinander auszuspielen. Anstatt der bloßen Alternative Fahrrad oder Auto, können wir über die Frage nachdenken, welche verschiedene Arten der Mobilität angeboten werden können, und zwar so, daß sie sich bequem nutzen und untereinander kombinieren lassen. Im Zusammenspiel von öffentlichem Verkehr, Fahrrad, Zu-Fuß-Gehen, Carsharing sowie privatem PKW werden die Vorteile der verschiedenen Verkehrsmittel am besten genutzt. Gleichzeitig ist es das Ziel, daß bei jeder Entscheidung zugunsten eines Verkehrsmittels die Kosten der be-

absichtigten Fahrt transparent sind und diese leistungs- und verbrauchsabhängig getragen werden. Auch verfügen wir bereits heute über gute Informationen bezüglich Verkehrsströmen, Parkmöglichkeiten oder Auslastung der Verkehrsmittel. Doch selten sind sie bislang miteinander vernetzt. Erst durch die Vernetzung erhält der Verkehrsteilnehmer aktuelle und präzise Informationen über die gegenwärtige und die zu erwartenden Verkehrslagen und kann damit die Wahl des Verkehrsmittels komfortabel und flexibel darauf abstimmen. Auch profitiert nicht nur der Städter von einer vernetzten Mobilität. Sie ist besonders dort von Bedeutung, wo die Infrastruktur weniger dicht ist, z. B. in der Region. Vernetzte Mobilität bietet die Möglichkeit, bei Bedarf mobil zu sein. Viele Leerfahrten, die ein fahrplanbasiertes öffentliches Personennahverkehrssystem allzuoft mit sich bringt, könnten so effektiv vermieden werden. Es muß niemand gezwungen, aber viele davon überzeugt werden, daß es Alternativen zum Auto gibt. Ein Wertewandel hin zum bewußteren Umgang mit Mobilität ist notwendig.

Die dichte Stadt des 19. Jahrhunderts: Großherzog-Friedrich-Straße, Saarbrücken



Wettbewerb der »Standorte«

Wenn man über das Bild einer Stadt nachdenkt, ist man natürlich geneigt, diese zunächst im Vergleich zu anderen Städten zu sehen. Aus dem Städtevergleich wird schnell ein Standortwettbewerb und dieser ist massiv. Diesem Wettbewerb begegnen Standortentwickler oder Wirtschaftsförderer mit einleuchtend einfachen Konzepten, wie dem der kreativen Stadt. Die kreative Stadt ist die Stadt der kreativen Milieus, der brodelnden Stadtquartiere. Doch was tun, wenn die Kreativen die Stadt nicht auf der Landkarte finden? Die mangelnde Sichtbarkeit kompensiert das Stadtmarketing mit der Förderung deutlicher physischer Landmarken: Fußballstadien, Hochhäuser, Kunstmuseen, Forschungsinstitute, Flughäfen und »urbane« Erlebniswelten.

So gesehen hat Metz mit dem Centre Pompidou ein erfolgreiches Produkt im Stadtmarketing platziert und es im überregionalen Wettbewerb zu einiger Aufmerksamkeit gebracht. Das bedeutet nicht, daß ein solcher Bau allein einer Stadt oder einer Region dauerhaft zu neuem Ansehen verhelfen kann. In Metz ist das Museum Teil eines weitaus größeren, kulturell fundierten Stadtentwicklungsprojektes, so daß es nicht als isolierte Maßnahme auf alleinige Strahlkraft setzen muß. Auch in Saarbrücken entsteht ein neuer Museumsbau. Ungeachtet der aktuellen Probleme liegt einer der Hauptfehler in seiner Konzeption als isoliertes Objekt. Eingebettet in ein städtebauliches Konzept wären die Antworten auf das Gebäude und auf den Umgang mit seinem Umfeld wesentlich komplexer und variantenreicher ausgefallen.

Ein weiterer wichtiger Standortfaktor ist der Tourismus. Er wird von vielen als das Kapital der nahen Zukunft gesehen. Aufgrund dieser Überzeugung werden Infrastrukturen von erheblichen Ausmaß geplant und realisiert. Eine auf langfristig sinnvolle Strukturen und insgesamt auf Nachhaltigkeit zielende Form des Tourismus bleibt selten. Man versucht es hier unter anderem mit autogerechten (Bäder-) Erlebnisarchitekturen nach arabischem Vorbild. Eine Konzeption, die vorhandene Kulturgeschichte negiert und letztlich einfache und einfältige Klischees bedient. Auf solchermaßen geäußerte Kritik an hiesigen Tourismusarchitekturen erfolgt häufig der lapidare Hinweis, man habe in einem bewährten Verfahren

auf erfahrene Projektentwickler und -planer zurückgegriffen, auch seien die Kosten eingeklinkt worden. Hier zeigt sich auf traurige Weise, wie ein falsches Verständnis von Sparsamkeit und Deregulierung bei öffentlichen wie bei privaten (oder scheinbar privaten) Baumaßnahmen zu Qualitätsverlusten in unserer gebauten Umwelt führt und unsere demokratische Planungskultur gefährdet. Hat man zu wenig Vertrauen in die eigene Region und Herkunft? Was, wenn sich Projekt und Architektur aus einer gemeinsamen Identität bildeten und durch regionale Baustoffe, klimatische und geographische Bedingungen geformt würden? Solche Ansätze kann man im Vorarlberg, in Rheinland-Pfalz aber auch in Luxemburg vorfinden. In Remerschen kann man sehen, wie neue Gebäude eine gewachsene Struktur ergänzen, sich am Vorhandenen orientieren, dennoch zeitgenössisch in Form und Funktion heutigen Ansprüchen genügen. Die Jugendherberge, am Rand des Ortes gelegen, bricht mit dem kleinteiligen Maßstab, ist aber so gleichzeitig Abschluß der Siedlung und Übergang in die Landschaft. Keine vordergründig spektakuläre, importierte, sondern eine Architektur, die aus Material, Beziehungen und die sie umgebende Landschaft die Geschichte des Ortes weitererzählt.

Nachhaltigkeit und Urbanität

Die Begriffe sind schon ein wenig überstrapaziert, oft auch in Unkenntnis ihrer tieferen Bedeutung. Nachhaltigkeit in der Architektur ist ein sehr umfassender Begriff und läßt sich nicht allein auf Energieeinsparung reduzieren. Da vorhandene historische Bausubstanz und Boden sich nicht reproduzieren lassen, ist der Umbau eines bestehenden Gebäudes nachhaltiger als ein Neubau. Ein neues Gebäude sollte sich in die Umgebung einfügen und das soziale Umfeld ebenso wie die Nähe zu vorhandener Infrastruktur berücksichtigen. So zum Beispiel eine fußläufige Erreichbarkeit des Nahverkehrs und der Nahversorgung bieten. Das Gebäude selbst sollte eine funktionale und soziale Durchmischung ermöglichen. Die Konstruktion sollte ressourcenschonend, dauerhaft, aber auch günstig in der Herstellung sein. Es ist also das komplexe Zusammenspiel unterschiedlicher sozialer, ökologischer und ökonomischer Anforderungen.

Von »Stadt und Urbanität« sprechen heute wiederum die Entwickler der Immobilienwirtschaft. Viele Stadtbewohner wünschen sich die viel zitierte »Urbanität«. Doch Urbanität ist immer mit Dichte verbunden. Die Nähe der Infrastruktur ist dabei genauso selbstverständlich wie die Nähe zum Nachbarn. Unabhängig von der Größe einer Stadt steht die optimale Nutzung der vorhandenen Fläche in Bezug auf die vorhandenen Infrastrukturen im Vordergrund. Also liegt es nahe, vor weiterer Inanspruchnahme unbebauter, unerschlossener Flächen die vorhandenen Potentiale städtischer Strukturen zu erkunden und zu nutzen. Das Fachwort »Nachverdichtung« aber löst bei den direkt Betroffenen Unbehagen aus. Was auf der gesamtstädtischen Ebene meist noch einhellig begrüßt wird, stößt bei den Menschen vor Ort auf Widerstand. Man unterstellt zunächst nur mehr Dichte, assoziiert damit größere Enge und fürchtet daraus folgende Probleme. Gerade auch der Verlust von Grünflächen löst heftige und emotional geführte Diskussionen aus. Neben der stadtökologischen Bedeutung spielen Bäume und Grün eine wichtige Rolle für die Identifikation der Bewohner mit *ihrem* Stadtteil.

Stehen sich also das (nachhaltige) Modell der kompakten, dichten Stadt und die Bewahrung der für das Wohnen so wichtigen Freiräume unvereinbar gegenüber? An guten Beispielen kann man nachweisen, daß zunehmende Dichte in urbanen Strukturen nicht automatisch zu einer Verschlechterung der Wohn- und Lebensbedingungen führen muß. So gibt es zahlreiche städtebauliche Modelle und Beispiele, die eine Mischung der Nutzungen, soziale Durchmischung und historische Kontinuität aufweisen, einen Städtebau mit zusammenhängender Bebauung, klar definierten öffentlichen Räumen, städtischer Architektur, kurzum einer dichten Stadt, die durch Urbanität geprägt ist. Auch in Saarbrücken gibt es dafür gelungene Beispiele aus dem frühen 20. Jahrhundert, es sind die Altbauquartiere wie das Nauwieserviertel oder die Mainzer Straße.

Im Gegenzug gibt es keine zeitgenössischen Beispiele, insbesondere für den Wohnungsbau. Ich spreche nicht über die in den vergangenen Jahren entstandenen, aktuell entstehenden und zukünftig geplanten Neubauquartiere. Eigentlich sind es lediglich vorstädtische Reihen- und Einfamilienhäuser in städtischem Umfeld. Das Wohnen im Grünen bedarf der Planung, aber keines Städtebaus. Der Städtebau ist die architektonische Gestaltung der Außenräume, die durch die Bauwerke im Kollektiv definiert werden, dessen Wände sie bilden. Hier nun weicht die architektonische Gestaltung der Außenräume dem Prinzip des Siedlungsbaus: der Verteilung von Häusern in Grünflächen, die Stadtplanung wird zu einem Spiel der Abstandsflächen. Was in Saarbrücken fehlt, sind innerstädtische Wohnungen. Hier könnte mit dem zur Zeit im Umbau befindlichen ehemaligen Stadtbad ein positives Beispiel entstehen. Vorhandene Bausubstanz wird umgebaut und durch Neubauten ergänzt, die bereits gezeigten Visualisierungen lassen auf einen feinfühligsten Umgang mit der vorhandenen Bausubstanz hoffen. Auch die Idee, das ehemalige Garely-Areal mit neuen, gemischten Nutzungen zu versehen, ist zu würdigen. Es gibt aber auch viele innerstädtische Baulücken und Brachflächen, die auf eine Nutzung warten.

Reagiert in architektonischer Gestalt und Maßstab auf den Charakter des Ortes: Musée du Pays de Sarrebourg, Sarrebourg



Welche Bilder brauchen wir?

Das Bild der Stadt, das sich auf diese Weise abzuzeichnen beginnt, ist vielschichtig und vielleicht noch unscharf. Wenn die Gegenwart eben noch deutlich abgebildet wird, weist die Zukunft einen hohen Grad an Unschärfe auf. Doch wie bei einem unscharfen Bild, lassen sich auch hier helle und dunkle Stellen ausmachen, mit deren Hilfe wir Bezugspunkte festlegen können. In diesem Nachdenken geht es auch um Dialog, um Beteiligung, um Demokratie. Daraus erhalten wir eine Vielzahl von Bildern, die man sichten und kondensieren muß – ähnlich dem Übereinanderlegen von Skizzen auf dünnem Papier. Die einzelne Skizze ist als solche nicht mehr erkennbar, aber wie in einem Sedimentationsprozeß fördert die Schichtung Linien und Verdichtungen zutage. Wir erhalten so eine Vielzahl von zukünftigen Szenarien, von nüchternen bis zu radikalen. Wichtig ist die Anzahl an möglichen Zukünften. Denn die Betrachtung der Zukunft bei Verengung auf eine Möglichkeit ist nicht nur unmöglich, sie bedeutet auch das Verkennen des Zusammenspiels der unterschiedlichen Faktoren in der Gesellschaft. Der Vergleich zu Wetter- oder Klimavorausagen ist hier durchaus angebracht. Es ist nicht

möglich, nicht lineare Systeme eindeutig vorherzusehen. Vielmehr ist es von Bedeutung, neue und alternative Bilder zu erzeugen, die im Widerspruch stehen zu den Bildern, die im Moment für Wirtschaft und Politik eine große Rolle spielen. Mißtrauen gegenüber Bildern von ikonisierten Innenstädten, wie sie in Werbeprospekten von Bauträgern gerne zitiert werden, ist genauso angebracht, wie Zweifel an den selbsternannten Gestaltern von urbanen Erlebnisräumen, die unter Zuhilfenahme alter, gefälliger Bilder eine »lebendige Stadt« bewerben. Sie bedienen sich dieser Bilder als dekorativem Hintergrund zu einem banalen Alltag.

Natürlich ist Stadt mehr als ein Bild, es ist die Überlagerung vieler Bilder zu einer räumlich tief geschichteten Kulisse. Und am Ende müssen wir die Bilder verlassen und feststellen, daß es zur Erfassung eines Raumes gehört, daß man sich in ihn hineinbegibt, daß seine Präsenz in der Bewegung erspürt werden muß, in verschiedenen Lichtverhältnissen, Winkeln, Gebäude- und Raumhöhen. Es geht auch um das Hören, das Tasten, um die Gerüche ... Ein auf diese Weise verstandenes Bild, ein für alle und von allen betretbares und sich stets veränderndes Bild, das ist Stadt.

Zeitgenössisches, dichtes Wohnen auch im ländlichen Raum: Wohnbauten in Remerschen, Luxembourg





Offener Zugang zu Verwaltungsdaten an der Saar

Oder: Von Hamburgern und Rindern

Von Ulrich Herb und Michael Weller

Open Data bezeichnet die freie Verfügbar- und Nutzbarkeit von Informationen und Daten ganz unterschiedlicher Art und kann sich folglich auf äußerst unterschiedliche Objektbereiche beziehen wie etwa Software (Open Source), wissenschaftliche Texte (Open Access), wissenschaftliche Forschungsdaten (Open Access to Research Data), Verwaltungsdaten (Open Government Data) oder Erziehungsmaterialien (Open Educational Resources). Befürworter von Open Data, wie Rufus Pollock von der *Open Knowledge Foundation*, versprechen sich von offenem Zugang zu Daten ein Mehr an Innovation, Transparenz und Effizienz. Und dies im besonderen, wenn es um Verwaltungsdaten geht, die offen zugänglich gemacht werden sollen. Diese spezielle Ausformung von Open Data nennt sich, wie erwähnt, Open Government Data und meint damit, so von Lucke und Geiger in dem im Jahr 2010 publizierten Text *Open Government Data – Frei verfügbare Daten des öffentlichen Sektors*, »jene Datenbestände des öffentlichen Sektors, die von Staat und Verwaltung im Interesse der Allgemeinheit ohne jedwede Einschränkung zur freien Nutzung, zur Weiterverbreitung und zur freien Weiterverwendung frei zugänglich gemacht werden.«¹ Die Offenheit hat allerdings vernünftigerweise Grenzen: Personenbezogene Informationen sind aus Datenschutzgründen tabu. Zudem, so ein weiteres Argument zugunsten des offenen Datenzugangs, haben die Bürger bereits mit ihren Steuergeldern für die Erhebung der Daten durch den Staat gezahlt und sollten diese daher auch umstandslos für eigene Zwecke nutzen, prüfen und auswerten können.

Drei paar Schuhe: Open Government – Informationsfreiheit – EGovernment

Open Government Data darf jedoch auf keinen Fall verwechselt werden mit *Informationsfreiheit* oder *EGovernment*. Informationsfreiheit

bedeutet im wesentlichen, daß Bürger auf klar definierte Fragen Auskünfte der öffentlichen Verwaltung erhalten müssen, solange nicht triftige Gründe (wie etwa Datenschutz) gegen die Auskunftserteilung sprechen. EGovernment hingegen bezeichnet die Vereinfachung von Kommunikation und Informationsaustausch sowohl innerhalb der Verwaltung als auch zwischen Verwaltung und Bürgern durch Digitalisierung und Onlinetechniken, indem etwa Anträge online gestellt werden können – wie etwa im Portal *buergerdienste-saar.de*.²

Die Anwendungsszenarien von Open Government Data hingegen lassen sich sowohl mit Forderungen nach Partizipation und Transparenz als auch mit reiner Nützlichkeit verbinden: Ein nahezu klassischer Ansatz von Open-Government-Data-Projekten ist es, Regierungshandeln, -ausgaben und Subventionierungen transparent zu machen. *Open Spending* zum Beispiel visualisiert die öffentlichen Ausgaben zahlreicher Länder und schlüsselt diese teils sehr detailliert in einzelne Posten kleinerer Ressorts auf. Das deutsche Pendant zu Open Spending ist der *Offene Haushalt*,³ der über Umfang und Verteilung des Bundeshaushalts informiert. Eine Vielzahl weiterer höchst interessanter Projekte kann im *Open Data Showroom*⁴ bewundert werden.

Andere bürgernahe Anwendungen können aus der Kombination einer Vielzahl von Daten entstehen, etwa wenn Apps es ermöglichen, Informationen zu den Infrastrukturinvestitionen einer Stadt in einem bestimmten Viertel, zu Kriminalitätsrate, Dichte der Versorgung durch Ärzte und Nahverkehr, Luft- und Wasserqualität zusammenzuführen und so wertvolle Hinweise für (potentielle Neu-) Bürger oder Gewerbetreibende zu liefern. Die Europäische Kommission schätzt das Wirtschaftspotential von Verwaltungsdaten in der Europäischen Union auf 40 Milliarden Euro jährlich – könnten Bürger und Unternehmen diese Daten nur auswerten; besonders von der offenen Zugänglichkeit von Verkehrsinforma-

tionen verspricht man sich positive wirtschaftliche Effekte.

Open Source und Open Data

Wie umstandslos die Nutzung der Daten möglich sein soll, legt die *Open Definition*⁵ fest: Sie bezeichnet Wissen als offen, das (entgelt- und restriktions-) frei benutzt (z.B. gelesen, analysiert), weiterverwendet (z.B. neu ausgewertet, modifiziert und mit anderen Daten kombiniert) sowie weiterverteilt und kopiert, also zur Nutzung durch andere angeboten werden kann. Weitere Bedingungen sind das Zugänglichmachen in einer technisch leicht zu handhabenden und veränderbaren Form sowie die Verwendung offener Dateiformate. *Offen* bedeutet demnach nicht allein *kostenlos*, und so überträgt die Open Definition Verwendungsbedingungen der Open Source Software auf Wissensinhalte jeder Art. Demzufolge genügt es auch nicht, Daten in Form von gescannten Unterlagen, als Word- oder PDF-Dateien ins Internet zu stellen – vielmehr müssen die Informationen in einer Form vorliegen, die maschinelles Auswerten durch *Information Mining* ermöglichen, also in nicht-proprietären, offenen Dateiformaten und auf jeden Fall ohne Blockieren der automatischen Informationsextraktion durch Digital Rights Management oder andere technische bzw. rechtliche Kopierverbote.

Auch die Nutzung der erwähnten und allseits beliebten PDF-Dateien ist für die maschinelle Erschließung von Inhalten eine beträchtliche Hürde, mischt das besagte Dateiformat ausführbaren Programmcode mit textuellen Elementen und erschwert so die automatische Erkennung und Extraktion von Inhalten, z.B. als Tabelle oder Überschrift, erheblich. In der Open Data Community kursiert daher das Bonmot, der Versuch aus einer PDF-Datei maschinell Informationen zu extrahieren gleiche dem Versuch, aus einem Hamburger wieder ein Rind zu machen. Ohne maschinelle Auswertungsmöglichkeiten ist aber der offene Zugang zu Verwaltungsinformationen nutzlos, da die Alternative der intellektuellen Auswertung durch Menschen angesichts der Datenmenge nicht gangbar ist. Die Notwendigkeit maschineller Auswertung der Daten erfordert es auch, daß Datenbanken, die offen zugänglich gemacht werden, nicht nur einen Abzug

dieser (sprich einen Download des gesamten Datenbankinhalts) erlauben, sondern eine API (ein *Application Programming Interface*) bereitstellen, eine Online-Schnittstelle, die ermöglicht, gezielt einzelne Informationen (oder Felder) des Datenbestandes abzufragen und diese wiederum automatisch in eigene Datenbestände einzubinden. Man sollte auch bedenken, daß nicht nur Unternehmen und interessierte, technikaffine Bürger von dieser Aufbereitung der Daten profitieren, sondern auch die Verwaltung selbst effizienter wird: Liegen die Informationen in einem offenen, maschinenlesbaren Format vor, erspart dies auch den Verwaltungsmitarbeitern aufwendige und umständliche Recherchen.

Rechtsfragen

Rechtlich ist die Zurverfügungstellung von Daten nicht ganz einfach in den Griff zu bekommen. Soweit es sich um Einzelinformationen handelt, die systematisch oder methodisch angeordnet und einzeln elektronisch oder auf andere Weise abrufbar bereitgehalten werden, kann dem Ersteller der Datensammlung, dem Datenbankhersteller, ein eigenes Leistungsschutzrecht zustehen, das dem Urheberrecht verwandt ist. Für die Erlangung von Leistungsschutz bedarf es nicht einmal einer besonderen Individualität oder Gestaltungshöhe, sondern es genügt eine wesentliche Investition für das Einsammeln und Aufbereiten oder Überprüfen der in Datenbanken eingestellten Daten (§§ 87a ff. UrhG).

Gerade bei wissenschaftlich interessanten Daten wird man zwar nicht immer, aber doch regelmäßig von wesentlichen Investitionen ausgehen müssen, da das Einsammeln der Daten oder deren Erzeugung mit der Anschaffung von technischem Gerät und erheblicher Arbeitskraft verbunden ist. Da somit Daten in der Regel durch das deutsche Urheberrechtsgesetz besonders geschützt werden, wird gefordert, durch Verwendung standardisierter Lizenzen wie beispielsweise den Creative Commons Public Licenses (CCPL) oder der Open Database License (ODBL) eine Nutzung für den Nutzer über die leistungsschutzrechtlichen Schranken hinaus freizugeben.

Bei solchen Forderungen darf jedoch nicht übersehen werden, daß die genannten Standard-Lizenzmodelle dem anglo-amerika-



Theo Brandmüller

Neuerscheinungen

Theo Brandmüller (1948–2012) hat das zeitgenössische Musikleben im Saarland geprägt wie kein anderer. Der Komponist, Organist und Hochschullehrer wirkte 34 Jahre als Professor für Komposition an der Hochschule für Musik Saar. Selbst Schüler von Olivier Messiaen, Mauricio Kagel und Giselher Klebe, bildete er mehrere Generationen von jungen Komponisten aus. Mit der Gründung der »Saarbrücker Komponistenwerkstatt«, des Saarlouiser Orgelkompositionswettbewerbs sowie des sogenannten Prologs, dem Auftaktkonzert zum Festival »Musik im 20. Jahrhundert« des Saarländischen Rundfunks setzte er wesentliche Impulse, die weit über die Region hinaus wirkten. Er war Spiritus rector zahlreicher Initiativen zur Neuen Musik im Saarland und nicht zuletzt 30 Jahre lang Titularorganist der Saarbrücker Ludwigskirche. Als Komponist, Konzertorganist und Improvisator fand er weltweite Beachtung und war ein gefragter Dozent und Juror bei zahlreichen Wettbewerben und Meisterkursen.

Die *Biographie* von Friedrich Spangemacher, Musikwissenschaftler und Redakteur beim Saarländischen Rundfunk, zeichnet die musikalische Provenienz Brandmüllers nach. Sie führt durch sein kompositorisches Œuvre, in dem mythisch-religiöser Ritus und derber Humor, die Orgel als Taktgeber für eine neue Musik nur scheinbare Gegensätze sind. Spangemacher porträtiert einen akribisch arbeitenden Musiker und phantasiereichen Erfinder einer neuen Klangsprache, dem vielleicht wegen seiner Bescheidenheit auch hier und da übel mitgespielt wurde.

Vingt Regards sur Theo, das sind zwanzig teils wissenschaftliche, teils persönliche und anekdotische Blicke von Kollegen, Schülern, Freunden und Weggefährten auf den Komponisten, den Lehrer, den Interpreten und Privatmenschen, angereichert durch zahlreiche Dokumente aus seinem beruflichen Leben.

Friedrich Spangemacher
Creator, Spiritus, Musicus:
Theo Brandmüller
Eine Biographie
188 Seiten, zahlr. Abb., br.
ISBN 978-3-89727-497-6, EUR 18

Vingt Regards sur Theo
Der Komponist, Konzert-
organist und Hochschullehrer
Theo Brandmüller
hrsg. von Jörg Abbing und
Sigrid Konrad
74 Seiten, zahlr. Abb., br.
ISBN 978-3-89727-496-9, EUR 10

www.pfau-verlag.de

nischen Rechtsraum entstammen, und auch wenn die CCPL an das deutsche Recht angepaßt würde, der Datenbankschutz nach anglo-amerikanischem Muster erheblich von dem kontinentaleuropäischen Modell abweicht. Folglich regeln die CCPL die Frage der Benutzung von Datenbanken auch nur insoweit, als der Lizenzgeber auf die Ausübung ihm zustehender Leistungsschutzrechte mit Ausnahme unverzichtbarer Rechte ausdrücklich verzichtet. Die CCPL formulieren wie folgt: »Soweit Datenbanken oder Zusammenstellungen von Daten Schutzgegenstand dieser Lizenz oder Teil dessen sind und einen immaterialgüterrechtlichen Schutz eigener Art genießen, verzichtet der Lizenzgeber auf sämtliche aus diesem Schutz resultierenden Rechte.«⁶

Hinsichtlich der ODBL muß berücksichtigt werden, daß auch diese im Kern einen Verzicht auf die Ausübung der besonderen Schutzrechte des Datenbankherstellers beinhaltet. Zudem ist diese Lizenz nicht an das deutsche Recht angepaßt, und es bestehen Zweifel daran, daß die einzelnen Bestimmungen im vorliegenden Kontext sämtlich wirksam sind. Eine abschließende gerichtliche Klärung dieser Wirksamkeitsfragen in Deutschland ist weder im Falle der CCPL noch der ODBL in Sicht. Gleichwohl darf wenigstens im Hinblick auf die Creative-Commons-Standardlizenzen aufgrund der Kommentierung in juristischer Literatur und Rechtsprechung angenommen werden, daß diese als grundsätzlich wirksam zu betrachten sind.

Würde man also – wie es teilweise gefordert wird – Daten in Datenbanken auswertbar zur Verfügung stellen, so könnte man durch die Verwendung einer der sechs CCPL jedenfalls ausdrücklich auf die Ausübung von Datenbankschutzrechten verzichten. Da diese Regel in allen Lizenzvarianten gilt, kann es nicht sinnvoll sein, außer der urheberpersönlichkeitsrechtlich zwingenden Namensnennung weitere Nutzungsbedingungen zu setzen. Damit würde die Nutzung einer Creative-Commons-Namensnennung-Lizenz (CC-BY 3.0 DE) hier bereits den gewünschten Effekt einer Freiheitserklärung bezüglich der Nutzung der in einer Datenbank vorhandenen Daten haben können.

USA, Großbritannien und Deutschland

Großbritannien und die Vereinigten Staaten sind Vorreiter in Sachen öffentlicher und offenes Zugänglichmachen von Verwaltungsdaten. Beide Länder verfügen über beeindruckende Datenportale, *data.gov* im Falle der USA und *data.gov.uk* im Vereinigten Königreich, über die sie Bürgern auf Basis von Selbstverpflichtungen der Regierungen Obama und Cameron Daten, die von der Verwaltung eigens erhoben werden oder im alltäglichen Arbeitsablauf anfallen, verfügbar machen. In gleicher Manier machte die EU Ende 2012 über 5800 Datensätze auf dem gerade ins Leben gerufenen Datenportal *open data europe*⁷ offen zugänglich, darunter zahlreiche statistische Informationen, geographische und meteorologische Daten, digitalisierte Texte oder Informationen zur Wasserqualität.

Auch die Bundesregierung startete zu Beginn dieses Jahres ein Datenportal für Bund und Länder⁸ – aus dessen Namen kurz vor seinem Start nicht zufällig das Präfix *Open* verschwand und das nur noch GovData heißt. Die Open-Data-Szene bemängelt am bundesdeutschen Portal, daß die Daten eben nicht *offen* zur Verfügung stehen und initiierte Protest unter *not-your-govdata.de*. Die Kritik richtet sich nicht nur gegen die im Portal vorgesehene Möglichkeit, Daten unter Lizenzen zu stellen, die nicht im obigen Sinn offen sind, sondern auch dagegen, daß man eigene Lizenzen entwickelte und *keine* der erwähnten Standardlizenzen Anwendung fand – letzteres schürt bei potentiellen Nutzern der Daten Unsicherheiten und läßt sie bei der Verwendung der Informationen vermutlich zögern. Zudem wird moniert, daß für die Verwaltung in Deutschland keine *Verpflichtung* existiert, Daten im Portal offen zugänglich zu machen, dies geschieht vielmehr freiwillig und hat die Folge, daß man aus rein diplomatischen Gründen Daten von geringerem Wert und Interesse pro forma zugänglich macht.

... und das Saarland?

Auch die Verwaltungen des Saarlandes und der saarländischen Kommunen tun sich noch etwas schwer mit dem offenen Zugang zu Verwaltungsdaten. Wenn man Daten offen zugänglich macht, dann tut man es zögerlich

oder teils ganz und gar unabsichtlich und in keiner Weise konform mit den Open Data Prinzipien – etwa als Anfang März dieses Jahres tagelang vertrauliche Dokumente der Stadt Saarbrücken, unter anderem Informationen eines Bewerbungsverfahrens mit Namen aller Bewerber, im WWW öffentlich zugänglich waren. Trotz dieses Fauxpas unternimmt Saarbrücken behutsame Schritte in Richtung Open Data, etwa durch Einrichtung eines Bürgerinformationssystems,⁹ das Unterlagen zu den Sitzungen der städtischen Gremien und zu den Verordneten bereitstellt, oder durch das Zugänglichmachen recht umfangreichen statistischen Materials¹⁰ – dennoch: Auch wenn diese Dienste im Mai dieses Jahres von der Verbraucherzeitschrift *Guter Rat* als gelungenste Online-Dienstleistung deutscher Städte gekürt wurden, können sie nicht das Etikett *open* beanspruchen, da man essentielle Kriterien wie offene Lizenzierung, Schnittstellen oder Verwendung offener Dateiformate vergeblich sucht.

In anderen Kommunen und Bundesländern existieren teils bereits etablierte Open-Data-Projekte. Hamburg etwa stellt unter *daten.hamburg.de* Daten, wenn auch nicht unter einer der Standardlizenzen, so doch offen bereit. München macht kommunale Verwaltungsdaten via *muenchen.de/mogdy* verfügbar und ermuntert Bürger dazu, Apps und Online-Anwendungen zu entwickeln, die die Daten erst für Otto Normalverbraucher nutzbar machen. Technikbegeisterte Münchner kommen dieser Aufforderung bereitwillig nach und entwickeln Angebote wie Onlinekarten zu temporären Halteverboten, tagesaktuelle Fahrradkarten durch die Stadt, Onlinebörsen für Freiwilligendienste, Verkehrspläne für körperlich beeinträchtigte Personen oder Karten zu freien City-Wlans. Das Datenportal *frankfurt-gestalten.de* legt stärkeren Wert auf Bürgerbeteiligung und beleuchtet zusätzlich den Ablauf kommunaler Entscheidungsprozesse. Dabei muß betont werden, daß die Portale im Wesentlichen auf Daten aufbauen, die die Kommunen den Entwicklern der Angebote routinemäßig und ohne Nachfrage offen bereitstellen. Aber auch kleine Kommunen versuchen sich an Open Data, so unterhält die Stadt Moers mit *offenedaten.moers.de* ebenfalls ein Open-Data-Portal. Bonn bezog durch einen öffentlichen Workshop seine Bürger im Mai 2012 in die Planungen zu Open Data mit

ein und arbeitet an einer Open-Data-Leitlinie und deren Umsetzung. Auch das Land Nordrhein-Westfalen rief am 17. Mai dieses Jahres seine Bürger im Rahmen des *Zukunftsforums #opennrw*¹¹ zur Mitgestaltung der Open-Data-Strategie des Landes auf.

Ähnliche Angebote und Initiativen sucht man bei saarländischen Kommunen und auch auf Landesebene meist noch vergebens, im benachbarten Rheinland-Pfalz hingegen existiert mit *daten.rlp.de* ein Open-Data-Portal. Dieses steht jedoch ebenfalls in der Kritik, da die bereitgestellten Daten nicht in jedem Fall den Ansprüchen der erwähnten Open Definition entsprechen. Dennoch ist ein bißchen offener Zugang für den Anfang vielleicht besser als gar keine Offenheit. Das gleiche gilt für das, aufgrund einer EU-Richtlinie zur Bereitstellung von Geodaten eingerichtete, saarländische Geoportal,¹² das digitale Geo- und Umweltinformationen frei zugänglich macht. Offen im oben genannten Sinne sind die Daten aber nicht, ihre Verwendung bedarf meist der expliziten Erlaubnis und ist oft kostenpflichtig.

Und so wird man im Saarland auf mehr Transparenz, Innovation und Effektivität durch offene Bereitstellung von Verwaltungsdaten wohl noch ein wenig warten müssen. Hoffnung macht die Reform der IT-Verwaltung des Saarlandes; die Pressemitteilung zur Bündelung der IT-Strukturen der saarländischen Administration kündigte an, durch »elektronisches Dokumentenmanagement, IT-basierte Fachverfahren und beschleunigte Verwaltungsverfahren durch online-Schnittstellen zu Bürgern und Unternehmen, [...] die Verwaltung effizienter« zu gestalten. Diese Schritte erleichtern Open Data, da sie Standardisierung und Homogenisierung der IT-Verwaltung bedeuten, die wiederum Grundlage der Bereitstellung von Informationen sind. Zudem plant das Saarland nicht einfach das am 7. Juni vom Bundesrat angenommene EGovernment-Gesetz des Bundes zu übernehmen, sondern ein eigenes Gesetz zu erlassen, das regionalen Spezifika gerecht werden soll. Und auch die Europäische Union fordert immer mehr Open Government Data: Durch einen Beschluß vom 13. Juni 2013 sind die Mitgliedsstaaten angehalten, Regeln zu erlassen, die sicherstellen, daß binnen zwei Jahren in allen EU-Ländern Informationen der öffentlichen Verwaltung im Internet ver-

fugbar gemacht werden – sofern keine Datenschutzbedenken dagegen sprechen. Das Europäische Parlament begründet diesen Schritt mit gesteigerter Transparenz, Innovation und wirtschaftlicher Wertschöpfung. In den USA wurde übrigens bereits am 9. Mai dieses Jahres eine *Executive Order* erlassen, die die offene Bereitstellung von US-Regierungsinformationen in maschinenlesbaren Formaten verpflichtend macht. Die Regierung Obama begründet diesen Schritt mit der Stärkung der Demokratie, der Steigerung der Effizienz und Effektivität öffentlicher Dienstleistungen und dem Beitrag zum wirtschaftlichen Wachstum. Allesamt einleuchtende Argumente – bleibt zu hoffen, daß diese auch bei der Ausgestaltung des saarländischen EGovernment-Gesetzes gehört werden.

Anmerkungen

- 1 Jörn von Lucke und Christian P. Geiger, *Open Government Data. Frei verfügbare Daten des öffentlichen Sektors*, in: <http://www.zu.de/deutsch/lehrestuehle/ticc/TICC-101203-OpenGovernmentData-V1.pdf>, S. 6.
- 2 <http://openspending.org>
- 3 <http://bund.offenerhaushalt.de/>
- 4 <http://www.opendata-showroom.org>
- 5 <http://opendefinition.org/okd/deutsch/>
- 6 <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/3.0/de/legalcode>
- 7 <http://open-data.europa.eu/open-data/>
- 8 <https://www.govdata.de/>
- 9 <http://www.ratsinfo.saarbruecken.de/infobi.php>
- 10 http://www.saarbruecken.de/de/rathaus/zahlen_daten_und_fakten
- 11 <http://www.nrw.de/opennrw/opennrw-1/>
- 12 <http://geoportal.saarland.de>

Rainer Reisel Unterwegs in Lothringen und im Elsass



herausgegeben vom Förderverein Deutsch-Französisches Hochschulinstitut e. V.
Pfauf-Verlag, Saarbrücken 2012
236 S., zahlr., teils farb. Abb., broschiert
ISBN 978-3-89727-492-1, EUR 24

Seit vielen Jahren führt der Förderverein des Deutsch-Französischen Hochschulinstituts Studienfahrten ins nahegelegene Ostfrankreich durch. Nun hat Rainer Reisel seine Erfahrungen als Leiter dieser Studienfahrten in einem Reisebuch, das die Vorzüge von Reiseführer und Geschichtsbuch verbindet, vorgelegt. Es sind Bildungsreisen in Geschichte und Gegenwart von Elsass und Lothringen, die nicht nur eine Fülle architektonischer Sehenswürdigkeiten vorstellen, sondern auch die historischen Eigenheiten dieser Regionen erhellen.

Sie führen nach Nancy und Metz, aber auch in wenig bekannte Dörfer des Maastals, natürlich nach Straßburg, aber ebenso nach Colmar, Sélestat und Wissembourg. Viele, bis heute nachwirkende Ereignisse der regionalen Geschichte, ob aus der frühen Neuzeit oder den Kriegen des letzten Jahrhunderts, werden anschaulich beschrieben. Und zu Leben und Werk prägender Gestalten wie dem Reformator Martin Bucer, dem Bildhauer Ligier Richier oder dem Baumeister Friedrich Joachim Stengel finden sich eigene Kapitel. Genauso erfährt der Leser aber auch, wer den Schlüssel einer äußerlich unscheinbaren Landkirche verwaltet, oder in welchem winzigen Dorf an der Meuse ein Restaurant besonders zu empfehlen ist.



Der Zwang in meinem Leben oder Triptychon mit Gustav Regler

Von Georg Bense

Die *Saarbrücker Hefte* drucken aus Anlaß des fünfzigsten Todestages von Gustav Regler nachfolgend Auszüge aus dem gleichnamigen Doku-Theaterstück von Georg Bense. Dem Stück liegen Zitate aus Interviews, Essays und Texten sowie Motive aus *Das Ohr des Malchus* von Gustav Regler zugrunde. Am 7. Juni 2013 fand die Premiere im Theater »Alte Feuerwache« in Saarbrücken statt.

Das Stück besteht aus fünf längeren Einzelszenen, die wichtigen Lebensstationen Gustav Reglers entsprechen und sein von mißglückten Abenteuern in den Kriegen und Revolutionen des ersten Teils des 20. Jahrhunderts geprägtes Leben darstellen, das von immer neuen Idealen und Engagements bestimmt wurde, die von den politischen Realitäten in Frage gestellt und letztendlich zerschlagen wurden.

Die fünf Einzelszenen spielen während des Spartakusaufstandes in Berlin, beim Abstimmungskampf gegen den Faschismus im Saarland während des ersten Referendums, im Spanischen Bürgerkrieg, im Internierungslager Le Vernet in Südfrankreich und im Exil in Mexiko.

Abdruck mit freundlicher Genehmigung von Georg Bense

Reporter: Gustav Regler, der Verlag hat Ihr Buch *Das Ohr des Malchus* als eine Lebensbeichte bezeichnet. Stimmen Sie dem zu?

Regler: Nein, meine Lebensgeschichte ist keine Beichte. Ein Begriff, den ich ablehne. Es handelt sich auch nicht um eine Klage- und Verteidigungsschrift gegenüber all denen, die mich verfolgt, verdächtigt und verleumdet haben. Da gab und da gibt es viele. Immer noch. Mein Buch ist auch keine Abrechnung.

Reporter: Sondern? Grund dazu hätten Sie ja, vor allem hier, in ihrer saarländischen Heimat, oder was wollen Sie Ihren Lesern mitteilen?

Regler: Vielleicht hilft dieses Buch, hilft das Beispiel meines Lebens, die abscheuliche Natur derjenigen zu durchschauen, die von ihrem eigenen bösen Machtwillen getrieben, prahlerisch geschmückt mit den Verheißungen aller Paradiese, unzählige Menschen in Not und Elend und – in den Tod stürzten. Sind sie genug durchschaut? Nein! Ich bestehe darauf, sie können nie genug durchschaut werden.

Reporter: *Das Ohr des Malchus* – ein Buchtitel, der sich nicht so einfach erklärt.

Regler: Eigentlich sollte das Buch *Die Eule der Minerva* heißen, das hätte mir gefallen. Die Eule, Symbol der Weisheit, die nur in der Dämmerung ihren Flug antritt. – Wie auch immer, der Verlag favorisierte *Das Ohr des Malchus*. Ich sehe auch darin einen Bezug zu meinem Leben. Wir alle kennen die Geschichte von der Gefangennahme Jesu am Ölberg, bei der Malchus der Einzige war, der seinen Herrn mit der Waffe verteidigen wollte, was Jesus ihm verwehrte, indem er sagte »Wer das Schwert nimmt, der soll durchs Schwert umkommen.« Glauben Sie mir, ich habe viele ähnliche Situationen erlebt, am eigenen Leib erfahren. Es ist eine Weisheit, die immer gültig ist, doch kaum beachtet wird.

Reporter: In Merzig, ihrer saarländischen Heimatstadt, war der Name Regler lange Zeit verfehmt; sie galten als Nestbeschmutzer.

Regler: Zu Zeiten des Nationalsozialismus ja, natürlich auch während des Krieges.

Reporter: Sie galten als Kommunist, der sich gegen das neue Deutschland, gegen Hitler-Deutschland stellte?

Regler: In einer Kleinstadt wie der meinigen, dort wo ich geboren wurde, aufgewachsen bin, ist man schnell bei der Hand mit Verurteilungen, Ausgrenzungen und Ablehnung, die nicht selten in Hass umschlägt. Hass auf alles, was nicht dem gängigen Mittelmaß genügt, auf diejenigen der bestehenden Verhältnissen mit Misstrauen begegnet. Der Nationalsozialismus bot genügend Gelegenheit für solche Verhaltensweisen. In meiner Heimatstadt hat man sie weidlich genutzt.

* * *

Marie Luise Vogeler (genannt Mieke) geht am Rand der Spielfläche hin und her, auf und ab. In der Hand hält sie einen Zeichenblock und einen Bleistift. Mieke ist auf der Suche nach einem Motiv, das sich lohnt zu zeichnen. Hin und wieder bleibt sie stehen, fixiert offensichtlich ein Objekt, beginnt zu zeichnen, bricht ab und sucht weiter, zieht ihre Schuhe aus. Von ihr unbemerkt kommt Regler in den Raum, bleibt stehen und beobachtet Mieke bei ihrer Motivsuche. Er hält ein Glas Wein in der Hand. Im Hintergrund hört man Stimmengewirr, Lachen – eine Partykulisse.

Regler nähert sich Mieke, langsam. Sie bemerkt ihn immer noch nicht. Regler nimmt ihre Schuhe und versteckt sie. Danach hält er sein Weinglas vor das Gesicht.

Regler: Wäre das Glas nicht auch einen Versuch wert?

Mieke: erschrickt, dreht sich um, überlegt
Gewiss, eine schöne Form. Ein Birkenzweig reizt meine Phantasie mehr. – Darf ich fragen, wer Sie sind?

- Regler:* Regler – Gustav Regler. Ein Bekannter hat mich mitgebracht. Auf das Atelierfest – drüben im Haus. Und Sie? Wer sind Sie, wenn ich fragen darf?
- Mieke:* Marie-Luise Vogeler, genannt Mieke – von Freunden.
- Regler:* Könnte ich einer werden?
- Mieke:* Zunächst sind Sie ein Fremder – für mich.
- Regler:* Wir sind gerade dabei es zu ändern – sie zeichnen?
- Mieke:* Ich sammle Motive aus der Natur. Details von Gräsern, Sträuchern, Bäumen. Ich zeichne sie, im Atelier setze ich sie um, in Bildern. Hier sehen Sie, das ist der Birkenzweig bei dem Sie mich (*lacht*) gestört haben.
- Regler:* *eine Spur überheblich, spöttisch* Unverzeihlich! Wie konnte ich?
- Mieke:* Sie sollten mich ernst nehmen – Herr Regler. Von meinem Vater habe ich nicht nur Talent, sondern auch eine Portion Selbstbewusstsein geerbt.
- Regler:* Talent und Selbstbewusstsein – hört sich gut an. Da steht Ihnen die Zukunft offen!
- Mieke:* Und Sie? Was machen Sie? Malen, komponieren, schreiben. Ja, das ist es. Sie sind Schriftsteller, nicht wahr? Mein Vater hat erzählt, ein Freund, Verleger aus Lübeck käme auf den Barkenhof und bringe einen talentierten jungen Schriftsteller mit. Sie sind doch dieser junge talentierte Schriftsteller?
- Regler:* Jung, na ja. Immerhin ist das junge Talent bereits 30 Jahre auf der Welt.
- Mieke:* Und was schreiben Sie? Romane, Gedichte. Spannendes – Langweiliges?
Pause
Über die Menschen, die Liebe, den Tod?
- Regler:* Ich habe erst ein Buch geschrieben. Der Freund Ihres Vaters, der mich hierher mitgenommen hat, bringt es demnächst heraus. Es heißt *Zug der Hirten*.
- Mieke:* Ein Roman?
- Regler:* Roman? Ein großer Begriff. Eher ein literarischer Versuch. Der erste von einem Autor, der die Literatur liebt, der Kraft und Macht des geschriebenen Wortes ausnützen will, um seine Ideen zu formulieren.
- Mieke:* Ein politisches Buch?

Regler: Ist nicht jedes Buch, dass Literatur sein will auch ein – politisches Buch. *Zug der Hirten* beschäftigt sich mit der Geschichte des jüdischen Volkes. Von seiner Geburt bis zu Moses und den Gesetzestafeln.

Mieke: Das hat doch kaum mit der Gegenwart zu tun! –

Regler: Moses und Aron, der Herrscher und der Liebende, der Ordner und der Anarchist. Moses, der das Volk verachtet, Aron, der es liebt. Das hat schon einiges mit der Situation vieler Völker in unserer Zeit zu tun und ich denke, der Situation der kleinen Welten wie zum Beispiel auf dem Barkenhof Ihres Vaters ebenfalls. Barkenhof – was bedeutet eigentlich der Name?

Mieke: Birkenhof. Schauen Sie sich um – Birken. – Doch, was wissen Sie über die Situation meines Vaters? Was haben Sie über den Barkenhof gehört?

Regler: Von einer ursprünglich friedlichen Welt der Künstler, die drauf und dran ist, an der sozialen Wirklichkeit unserer Zeit zu zerbrechen. Soweit ich weiß, ist der Barkenhof zum Treffpunkt geworden für Kommunisten. Doch, ich höre nicht auf das, was man sagt. Es wird einfach viel zu viel gesagt. In der Politik, in der Kunst – auch in der Literatur natürlich. Doch da steht gegen das Gerede – das geschriebene Wort und ...

Mieke: Und auch das ist geduldig. Ich denke, es wird auch zuviel geschrieben. Zuviel Unsinn, dumme langweilige Geschichten, falsche Behauptungen und gefälschte Analysen. Wie viele glauben, Thomas Mann zu beerben und kriegen nicht eine Zeile von der literarischen Qualität der Buddenbrooks aufs Papier.

Regler: Und, wie steht's um die Bilder, die große Kunst Ihres Vaters? Sind Sie nicht in einer Welt von Bildern groß geworden?

Mieke: Ja, in einer Welt von Bildern, ruhigen Bildern. In seinen Bildern schien mein Vater immer als ein stiller Mensch – doch damit war's vorbei als er die Politik für sich entdeckte. Das kann man gut an den Veränderungen unseres Hauses und in der Entwicklung seiner Kunst beobachten, der Krieg hat aus ihm einen anderen Menschen gemacht, seine Erfahrungen an der Front, das Sterben in den Gräben hat ihn, der sich als Freiwilliger gemeldet hatte, zum radikalen Pazifisten gemacht.

Regler: Das kann ich nachvollziehen, ich war 18 als ich in den Krieg zog. Ich wollte als Held zurückkommen. Doch ich landete mit einer Gasvergiftung in einem Lazarett am Chemin des Dames. Der Kaiser hat sich bei mir bedankt, mit einem Stück Eisen am schwarz-weiß-roten Band. Damit war der Krieg für mich zu Ende.

Mieke: Was kam dann?



Regler: Als ich zurückkam sagte mein Vater: Aus dem Krieg hat dich Gott gerettet, jetzt versuch noch der Politik zu entkommen!

Mieke: Ein kluger Mann, Ihr Vater. Sind Sie seinem Rat gefolgt?

Regler: Ein in Ehren und Idealen ergrauter Buchhändler in einer Kleinstadt im südwestlichen Zipfel des Reiches – nein, seinem Rat bin ich damals nicht gefolgt.

Mieke: Und heute?

Regler: Auch nicht. Ich kann nicht unpolitisch leben. Ich muss mich einsetzen. Für etwas sein – anderes ablehnen. Einen Standpunkt haben. Ihn verteidigen. Schauen Sie sich um, Armut und Arbeitslosigkeit nehmen zu. Korruption gehört zum guten Ton. Spekulanten regieren das Land und kassieren enorme Summen. Millionen hungern. Da muss man Kommunist werden.

Mieke: *leicht aggressiv* Dagegen die Weltrevolution? Aufstand des Proletariats? Ist das die Richtung? Ihr Ideal?

Regler: *zieht das Papier des toten Spartakisten aus der Tasche, liest:* »Zerschlagt den Großgrundbesitz, dort saß schon immer der Feind! Verwaltet Eure Fabriken selber! Jagd die ...«

Mieke: Stammt das von Ihnen?

Regler: Nein, ein junger Spartakuskämpfer hat es geschrieben. Er wurde in Berlin von Soldaten der Reichswehr getötet, beim Kampf um die Zeitung der Sozialdemokraten.

Mieke: Beim Kampf um den *Vorwärts*? Ich habe davon gelesen – Und wie kamen Sie zu den Spartakisten?

Regler: Ich kam mit den Sozialdemokraten, die ihre Zeitung zurück haben wollten, nachdem die Reichswehr für sie die Drecksarbeit gemacht hatten und wir nur noch die toten Spartakisten einsammeln durften. Das hier – *er hält das Papier hoch* hat mir die Augen geöffnet über die Sozialdemokraten – feige und verräterisch wie ...

Mieke: Ehe Sie nun endgültig zum Agitator werden, eine ganz andere Frage: Interessieren Sie sich auch für unpolitische Dinge?

Regler: Es gibt nichts Unpolitisches. Schon Aristoteles hat den Menschen als politisches Tier definiert.

Mieke: *flirtet* Und welches Tier wären Sie gerne?

Regler: Das wechselt. Die Welt ist zu wechselhaft, um sie in einer Rolle zu erleben. Ich liebe den Rollenwechsel.

Mieke: Meinen Sie das politisch?

Regler: Natürlich politisch, ich ...

Mieke: Schade, Sie sollten endlich den Rat Ihres Vaters befolgen.

Regler: Was hätten Sie davon?

Mieke: Man könnte über andere Dinge mit Ihnen reden.

Regler: Nichts einfacher als das, Rollenwechsel. Der Klassenkämpfer wird zum ... Was meinen Sie, zu was soll ich werden?

Mieke: Zu einem aufregenden, netten jungen Mann.

Regler: Nichts einfacher als das. *Geht auf sie zu, bis ganz dicht.* Was wäre jetzt aufregend und nett?

Mieke: Versuchen wir's mit einem Kuss.

Regler: Nichts einfacher als das!

Sie küssen sich. Zwischen zwei Küssen:

Du bist das Mädchen, an das ich nicht zu glauben wage!

Sie küssen sich erneut.

Regler: *übertrieben* Sag einen Wunsch – ich werde ihn erfüllen. Egal was!

Mieke: *überlegt* Ich will – nach – Paris. – Mit Dir.

* * *

Karl: Können wir endlich anfangen?

Regler: Jederzeit. Zuerst der Film, dann die Reden. Der Film baut alle Vorurteile gegenüber der Sowjetunion und dem Kommunismus ab. Er zeigt, wie friedliebend die Sowjetbürger sind, ganz anders als sie von der Nazipropaganda dargestellt werden.

Hans: Gut so. Wir brauchen unbedingt ein wahres Bild der Sowjetunion, ein richtiges.

Regler: Das sind Menschen wie Du und ich. Männer und Frauen, die sich nach Frieden und Gerechtigkeit sehnen, und sie gefunden haben.

Karl: Dank dem Genossen Stalin.

Regler: Dank aber auch der Kommintern, der Kommunistischen Internationale unter Führung des Genossen Dimitroff.

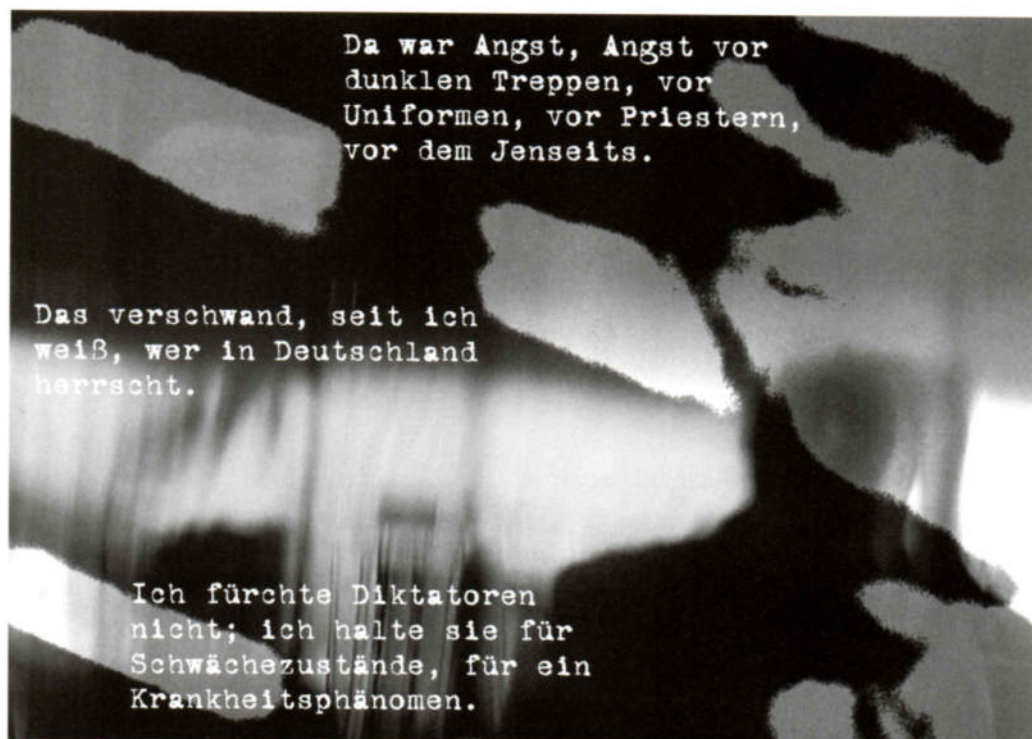
Karl: *fanatisch* Für uns darf es nur einen Führer geben, den Genossen Stalin. Er ist heute die Sowjetunion, er ist Russland, er ist die Leitfigur des Kommunismus.

Regler: Darüber wäre zu diskutieren. Aber, ich denke wir sollten anfangen.

Karl: Da gibt es nichts zu diskutieren, Genosse! nichts, gar nichts! Wenn es um die Sowjetunion geht, gibt es nichts zu diskutieren. Jedenfalls was mich angeht. Wer nicht meiner Meinung ist, den betrachte ich als Feind und als Risiko für den Sieg im großem Kampf. *Er schaut Regler an.* Selbst wenn er mir mal das Leben gerettet hat.

Pause

Hans: Alle mal herhören!



Pause

Hans: Genossen und Genossinnen, unser Kampf um die Freiheit der Saar wird in den nächsten Tagen entschieden. Der Genosse Ulbricht hat einen neuen Leitgedanken formuliert, der unseren Kampf im Saargebiet unterstützen soll: Die rote Saar in einem roten Deutschland. Mit diesem Ideal vor Augen, Genossen und Genossinnen, werden wir um unseren Platz in einem sozialistischen, einem roten Deutschland kämpfen. Heute Abend sehen wir einen Film, den der Genosse Regler in Moskau drehen durfte und der dazu beitragen wird, dass wir unser Ideal vom Leben im Kommunismus noch ein Stück besser kennen lernen werden.

Er unterbricht sich, um einen Schluck Bier zu trinken.

Regler: *nutzt die Pause* Genossen, mir liegt sehr daran, dass man weiß, dass dieser Film vor allem durch die Initiative und das Können von Joris Ivens entstanden ist, einem der großen Dokumentarfilmer und Freund der Kommunistischen Internationale, der besonders von Dimitroff, dem Vorsitzenden der Komintern ganz besonders ...

Karl: Zu Ivens, Dimitroff und der Komintern kannst Du später noch zu sprechen kommen. Ich will jetzt mal unseren Genossen Dirkmüller ergänzen. Genosse, Du gestattest?

Hans: *signalisiert Einverständnis* Sehr schön, ich danke Dir. Genossinnen und Genossen, wie Ihr alle wisst, hatte der Genosse Regler die Ehre zum großen internationalen Schriftstellerkongress nach Moskau eingeladen zu werden. Zu diesem internationalen Kongress hat der Genosse Stalin in seinem Grußwort festgestellt: Die Schriftsteller sind die Ingenieure der Seele. *Pause* Auch der Genosse Regler ist Schriftsteller. Wir werden aber nun sehen, mit Hilfe seines Films, ob er auch ein guter Ingenieur der Seele ist. Wir können überprüfen, ob er die Worte des Genossen Stalin richtig verstanden hat, ob er die Visionen des Genossen Stalin für ein neues, freies Russland in seinem Film richtig eingesetzt und in seinem Kommentar für alle Genossen klar und deutlich verarbeitet hat. Ich danke Euch.

Beifall

Regler: Der Film – hat keinen Kommentar. Joris Ivens und ich sind der Meinung, die Bilder sollen alles erklären. Sollen für sich sprechen.

Karl: Bilder brauchen erklärende Worte.

Regler: Schon Sergej Eisenstein hat in seinen berühmten Filmen ...

Karl: *unterbricht* Die Zeiten haben sich geändert. Auch im Film.

Regler: *bitzig* Auch Eisenstein hat in seinen Filmen die sozialistische Revolution ...

Karl: *unterbricht erneut* Unsere Revolution wird vom Genossen Stalin geführt und ...

Regler: ... der schätzt den Genossen Eisenstein.

Karl: Ehe wir jetzt im Filmarchiv landen, zur Gegenwart des Saarkampfes. Dafür hattest Du den Auftrag ...

Regler: *unterbricht* Es gab keinen Auftrag, es war meine und Ivens spontane Idee für den Saarkampf ein reales, gerechtes Bild vom kommunistischen Menschen zu zeigen.

Karl: *stur* Du hattest den Auftrag von der Partei, Worte und Taten des Genossen Stalin zu verdeutlichen. Denn er ist das neue Russland, ihn wollen wir sehen und hören. Werden wir ihn sehen und – hören?

Regler: Ivens und ich waren der Meinung, dass für einen Film im Saarkampf der internationale Charakter des Kommunismus betont werden sollte und dass dafür der Vorsitzende Dimitroff ein besseres Beispiel als der Genosse Stalin ist.

Karl: Verstehe ich richtig, der Genosse Stalin kommt in diesem Film nicht vor?

Regler: Ivens und ich haben den Film gemacht, um die Lügen des Dr. Goebbels, die im Augenblick im Saargebiet auf leider fruchtbaren Boden fallen, als Lügen zu entlarven. Die kommunistische Internationale ist die einzige Kraft, die den Faschismus des Herrn Hitler noch aufhalten kann, Hier an der Saar und damit in ganz Europa. In diesem Zusammenhang wäre ein Auftritt des Genossen Stalin in unserem Film eher schädlich.

Karl: *wütend* Das geht zu weit. Das ist Verrat. Ich beantrage, diesen Film, den glücklicherweise noch niemand gesehen hat, nicht zu zeigen!

Wenig Beifall

Regler: Und ich beantrage, der Film wird gezeigt, jeder hier im Saal soll sich ein Bild machen.

Karl: *drohend* Genossinnen und Genossen, ein Film in dem der Genosse Stalin nicht vorkommt, kann und darf kein Film der Kommunistischen Partei im Saargebiet sein. Ich bitte Euch, denkt an die Folgen, an die Konsequenzen für jeden Einzelnen von Euch, wenn so ein Machwerk in unserem Namen gezeigt wird.

* * *

Mexiko – an Fäden hängen verschiedene Totenmasken über der Spielfläche.

Es sind Masken, wie sie als folkloristische Kunst Touristen angeboten werden. Sie sind aus weißem Gips gebrannt und bunt bemalt. Mieke steht vor einer Staffelei und malt.

Nach einiger Zeit kommt Regler auf die Bühne, geht auf sie zu und schaut ihr über die Schulter, ohne dass sie ihn zunächst bemerkt.

Regler: Das gelobte Land ist da.

Mieke: Ein Land ohne Krieg und Zerstörung, ohne Fliegeralarm, ohne Verfolgung und Angst.

Regler: Das dachte ich auch. Ich war der Meinung, in Mexiko kann man nicht nur das Gestern, sondern auch das Heute verabschieden. Ich glaubte, man kann die Erinnerungen abwerfen wie schmutzige Verbände.

Mieke: Du sprichst als sei das alles schon Vergangenheit. Ich denke, wir sind mitten in der Gegenwart.

Regler: *unterbricht sie* Ich hoffe, dass es keine Vergangenheit ist, ich hoffe ...

Mieke: Was ist los? – Spuren von Pessimismus?

Regler: In Vera Cruz sind neue Schiffe angekommen. Schiffe mit Emigranten, früheren Freunden, Genossen.

Mieke: Was kümmert es Dich?

Regler: Sie haben einen Geheimbefehl erlassen, »Regler ist nicht mehr mit uns, also ist er gegen uns!« Das war gestern. Heute steht in der Zeitung, ich sei ein Agent Himmlers, ein SS-Mann. Ich bin sicher, sie beobachten unser Haus.

Mieke: Vor was und wem hast Du Angst?

Regler: Denk an unseren Nachbarn. So wie Trotzki stehe auch ich auf ihren Todeslisten.

Mieke: *flapsig* Ziehen wir doch in den Urwald!

Regler: Schon wieder fliehen?

Mieke: Nicht fliehen, weggehen!

Regler: Sie werden es Flucht nennen.

Mieke: Ist Dir ihr Urteil wichtig?

Regler schaut sie an, senkt dann den Blick.

Regler: Sie werden unseren Spuren folgen. Vor allem Karl – seit dem Lager in Frankreich hasst er mich mehr denn je.

Mieke: Nimmst Du ihn nicht zu wichtig?

Regler: Sein Schatten liegt über meinem Leben. Es sieht so aus, als könnte ich diesem Schatten nicht entkommen.

Mieke: Er ist die Angst in Dir. – Du musst sie ignorieren. Bekämpfe sie, lass nicht zu, dass sie Dich lähmt.

Regler schaut sie an, geht auf sie zu, umarmt sie.

»Ja, ich bin das Chaos. Chaos herrscht in mir.«

Ein Gespräch mit Péter Nádas über seinen jüngsten Roman
Parallelgeschichten

»Wenn ich alles sprachlich unreflektiert lasse, dann diene ich zwar der Konvention, aber ich diene nicht dem Erkennen.« – Es gibt in diesem 1724 Seiten dicken Buch keinen nacherzählbaren Plot. Es gibt zwar einen Einstieg, aber kein Ende, wo – wie in einem traditionellen Roman – alle Fäden zusammenlaufen. Es gibt unterschiedlichste Handlungsstränge, zahlreiche Handlungsorte, mehrere Erzählperspektiven und verschiedene Zeitebenen. Der Roman beginnt mit der Entdeckung einer Leiche im Berliner Tiergarten im Winter 1989. Die historisch am weitesten zurückreichende Rückblende führt bis in die Zeit des Ersten Weltkriegs und des Kapp-Putschs. Der Roman, der zwischen 1985 und 2003 entstanden ist, sei – schrieb der *Spiegel* – »ein ziemlich wahnsinniges Monumentalwerk, ein *Krieg und Frieden* des 21. Jahrhunderts«. Es enthält Kapitel unfassbarer Grausamkeit, die in einem KZ spielen. Zugleich finden wir, über Hunderte von Seiten entfaltet, eine Geschichte des ausgelieferten, des liebenden, des begehrenden, des seinen Trieben unterworfenen Körpers. Beklemmend etwa die Szenen auf der Budapester Margareteninsel, einem von Polizeirazzien bedrohten Schwulen-Treff in den sechziger Jahren. »Nicht von Helden und Taten, sondern von Seelen und Körpern handelt der Roman; von Ängsten und Begierden, Lüsten und Lastern, Wünschen und Wahnvorstellungen, Regungen und Erinnerungen, Depressionen und Aggressionen«, heißt es in einer Rezension der *Neuen Zürcher Zeitung*.

Ralph Schock führte mit Péter Nádas am 22. März 2012 im Saarbrücker Filmhaus das nachfolgend abgedruckte Gespräch. Es wurde am 27. März 2012 in der Sendung *Literatur im Gespräch* auf SR 2 KulturRadio gesendet.

Sie haben einmal erzählt, Péter Nádas, daß Sie zwölf Jahre lang an den 1300 Seiten Ihres 1985 erschienenen Romans Buch der Erinnerung gearbeitet haben. Sie hätten damals zwei Jahre lang fast nur auf dem Bett gelegen und Ihren Erinnerungen und Phantasien nachgegeben. War es bei den Parallelgeschichten auch so?

Nein, nein, das war nicht so, auch beim *Buch der Erinnerung* nicht. Es war ganz einfach eine Depression, eine tiefe Depression, und ich konnte aus dem Bett nicht mehr aufstehen. Was hätte ich machen sollen. Ich lag im Bett oder auf dem Bett, und es kamen Bilder. Aus dieser Depression, besser gesagt, aus dem großen Kampf mit der Depression ist das Buch sozusagen entstanden. Die Depression war ein Merkmal, ein ziemlich starkes Merkmal der Diktatur, genau wie die Selbstmörder. Ungarn war führend in den Selbstmordstatistiken, an erster Stelle oder nach Schweden an zweiter Stelle. Das war zwar auch schon früher in der kaiserlichen und königlichen Monarchie so, es gab in Ungarn auch damals ungemein viele Selbstmörder und Alkoholiker – ein typisches

Merkmal der Ohnmacht. Aber was war die Frage?

Die Frage war, ob diese Depression eine vergleichbare Ursache bei der Entstehung der Parallelgeschichten gewesen ist.

Nein, nein, umgekehrt. Inmitten der Diktatur ein Werk wie *Buch der Erinnerung* zu schreiben, war ein starker Akt. Ich habe mich mit dem Buch von der Depression einfach verabschiedet. Mich sozusagen befreit. Es ergab sich aber ein anderes Problem, ein viel tiefergehendes. Wenn ich die *Parallelgeschichten* nicht entworfen hätte, hätte ich das *Buch der Erinnerung* überhaupt nicht beenden können. Daß ich diesen Entwurf machen konnte und die Vorstellung von einem anderen Buch überhaupt hatte, half mir, das *Buch der Erinnerung* zu beenden.

Ich war mit dessen geschlossener Form nicht zufrieden. Das *Buch der Erinnerung* hat eine geschlossene Form, dort werden die Erzählstränge zu Ende erzählt, aber gerade damit habe ich große Schwierigkeiten gehabt. Nicht

damit, einen Erzählstrang zu Ende zu erzählen – das macht mir keine Schwierigkeiten –, sondern ich halte es ganz einfach für eine Lüge, was Sie für einen Plot halten: die geschlossene Erzählform, die abgerundete Geschichte, die sogenannte Lebensgeschichte, die wir nicht haben, die aber die Personalchefs brauchen. Wir wissen über unser eigenes Lebensende nichts, und wir wissen auch von der Entstehung und von dem Anfang sehr wenig. Außerdem frage ich mich: Warum folge ich einer literarischen Konvention, die nicht zufällig eine Konvention ist? In einer Welt, wo es Gott gibt, soll es auch Anfang und Ende geben. Aber seit langem leben wir in einer Welt, wo es Gott nicht mehr gibt oder wo Gott nicht mehr Gott ist. Selbst von denen, die an ihn glauben, wird seine Existenz nicht anerkannt. Wir glauben einfach nicht mehr an göttliche Wirkungsmechanismen. Diese große Wende hat die literarischen Erzählweisen sozusagen unberührt gelassen, und ich halte das für eine Lüge. Das wollte ich nicht mehr tolerieren. Ich wollte meine Geschichten wohl zu Ende erzählen, aber auch meine Unfähigkeit eingestehen, daß ich dazu nicht fähig bin. Wenn ich beides mache: zu Ende zu erzählen und die Gründe zu bekennen, warum das nicht geht, dann entsteht eine Spannung, die der Epoche viel mehr gerecht wird.

Die Parallelgeschichten sind vor sieben Jahren in Ungarn erschienen. Möglicherweise arbeiten Sie nach einem so langen Zeitraum schon an einem neuen Projekt. Wie empfinden Sie die Wiederbegegnung mit diesem Werk? Sie kommen gerade aus Paris, wo Sie in mehreren Veranstaltungen dessen französische Übersetzung vorgestellt haben. Es sind in diesem Frühjahr auch andere Übersetzungen auf den Markt gekommen, darunter die deutsche, die Sie in Österreich, in Deutschland und in der Schweiz vorstellen. Wie ist die Wiederbegegnung mit diesem vor Jahren abgeschlossenen Buch?

Die Begegnung war nie abgebrochen, weil Übersetzungsvorgänge stattfanden und ich diese Übersetzungen begleitet habe. Mehrere Übersetzer haben gleichzeitig daran gearbeitet, und alle hatten Fragen und Probleme. Sehr viele Fehler wurden dabei entdeckt. Diese Fehler habe ich an den ungarischen Verleger weitergeleitet, der die neuen ungarischen Ausgaben immer wieder korrigierte. Ich habe seit jeher sehr viel von Übersetzern gelernt, auch von denen, von deren Sprache ich keine Ah-

nung habe. Denn es gibt Ausdrücke, Sätze oder Absätze, die nicht zu übersetzen sind. Trotzdem muß man dafür Lösungen finden. Einerseits konnte ich mich also von dieser Masse, von dieser Textmenge nicht wirklich lösen, andererseits aber kenne ich meine Texte natürlich nicht auswendig.

Das wäre wohl auch etwas viel verlangt ...

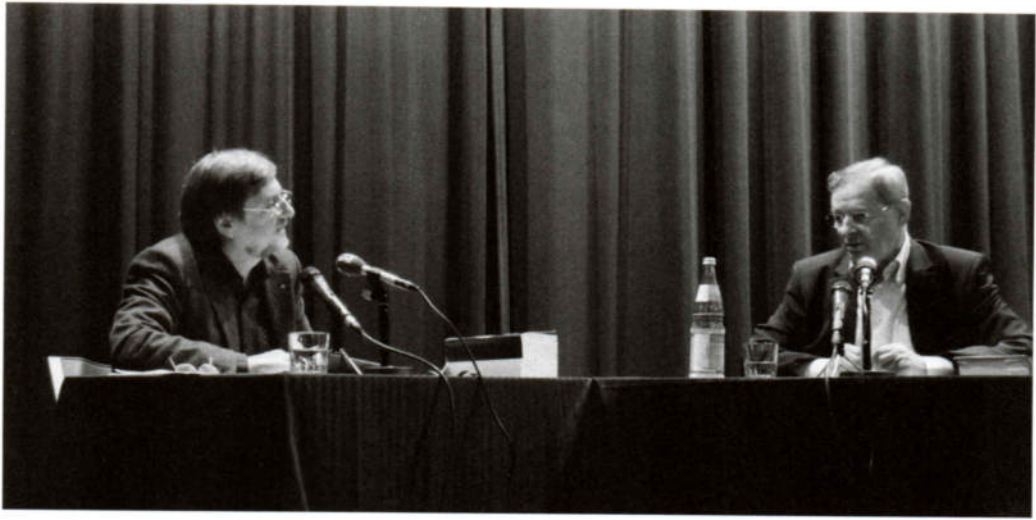
Ich kann sie nicht aufsagen. Wie die Schauspieler nach der letzten Vorstellung vergesse ich sie. Ich beschäftige mich nicht mehr damit, weil dies ein Hindernis beim nächsten Schritt wäre. Es ist genug, daß man die Probleme kennt, die man nicht lösen konnte. In einem geschlossenen oder auch einem so offenen Text wie den *Parallelgeschichten* kann man nicht alles lösen. Also geht man weiter.

Sie sprachen eben von Fehlern, die durch die Arbeit an den Übersetzungen entdeckt wurden. Sind das historische Irrtümer? Oder welche Fehler waren das?

Alle möglichen. Zum Beispiel historische Irrtümer, also Jahreszahlen, die nicht stimmen. Oder, was schwerer wiegt, ein Schreckgespenst für einen Autor: Jemand hat blaue Augen auf der Seite 270 und schwarze auf Seite 890. Oder jemand ist in einem bestimmten Jahr geboren, das zwar erwähnt ist, aber es kann nicht sein, weil dann andere Daten nicht stimmen würden. Ich hatte da falsch gerechnet, obwohl ich alles durchrechne. So etwas ist vorgekommen, das mit den blauen und schwarzen Augen nicht. Vielleicht aus Zufall, oder den Übersetzern ist es entgangen. Aber sie haben viele Fehler gefunden.

Ihre Übersetzerin ins Deutsche ist Christina Viragh. Sie waren mehrfach bei ihr in Rom. Können Sie die Art der Zusammenarbeit beschreiben? Sie sagten, es gibt unübersetzbare Wendungen im Ungarischen. Das ist wohl nur ein Problem unter vielen. So existiert im Ungarischen nur eine Vergangenheitsform. Ein vorzeitiges Geschehen, wie man es im Deutschen mit dem Plusquamperfekt ausdrückt, kann man in ungarischen Verbformen gar nicht erkennen.

Im Ungarischen gibt es zwar Geschlechter, wie es sich gehört, aber die Wörter haben kein Geschlecht. Das ist schon ein Problem. Denn im Ungarischen kann ich lange Passagen – auch über die Liebe – schreiben, und es wird nicht verraten, ob der andere ein Mann oder eine Frau ist. Ich kann damit so lange spielen,



wie ich will, was im Deutschen nicht möglich ist. Diese Textstellen, in denen ich auf diese Weise spiele, sind im Deutschen unmöglich, dieses Spiel ist unmöglich. Man muß Zugeständnisse machen, Lösungen finden. Aber so lange und so ausführlich wie im Ungarischen kann man diese sprachliche Möglichkeit im Deutschen nicht nutzen. Im Deutschen muß man leider gleich Farbe bekennen.

Ein anderer Punkt betrifft die Länge der Sätze. Die deutsche Sprache hat diese wunderbare Konstruktion, die Rahmenkonstruktion. Ohne weiteres kann man einen Satz in die Länge ziehen und sehr viel darin unterbringen. Im Ungarischen geht das nur formal. Außerdem hat das Ungarische diese Konstruktion der trennbaren Verben nicht. Ich kann zwar gewisse Verben trennen, aber die Einzelteile nicht als Grundelement der Satzkonstruktion verwenden.

Aber die sprachlichen Unterschiede, die sprachlichen Probleme stellen nicht die eigentlichen Schwierigkeiten dar, eher sind es die kulturellen. Etwa, wie ich mich in einem deutschen Satz an etwas annähere und wie in einem ungarischen. Was sind die Stärken im Deutschen und was die Schwächen? Und umgekehrt. All das muß eine Art Entsprechung finden.

Dann das nächste: der Rhythmus der Sprache. Ich arbeite sehr viel mit Sprachmusik. Ich schreibe nicht, sondern musiziere. Das ist ernst gemeint. Man findet seine Sprachmusik sehr spät. Das habe ich bei Thomas Mann gelesen, der seine Sprachmusik auch erst sehr spät gefunden hat. Die Frage ist: Wie kann Sprachmusik übersetzt werden? Man kann es nicht.

Man kann das nicht, weil sie aus der Lautgestalt der Wörter oder von den Formen der grammatischen Konstruktionen oder Verbindungen entstammt. Die Übersetzung ist eine Transposition. Wenn sie nicht gelingt, bleibt der Text tot.

Konnten Sie sich denn mit der Musikalität von Christina Viragh anfreunden? Hat sie Ihren Ton, Ihre Sprachmusik getroffen – vielleicht in einem anderen Rhythmus, in einer anderen Art des Skandierens? Erkennen Sie Ihren eigenen Rhythmus noch?

Sie fand ihn. Ich habe sehr großes Glück mit meinen Übersetzern. Mit Hildegard Grosche, die das *Buch der Erinnerung* übersetzte, habe ich ebenfalls großes Glück gehabt. Sie fand den Rhythmus ebenso wie Christina Viragh. Die Übersetzungen sind tatsächlich Transpositionen.

Sie schreiben und veröffentlichen gelegentlich auch auf Deutsch, ohne den Umweg über eine Übersetzung.

Ja, das mache ich aber nur notgedrungen oder aus Spaß. Und eher selten. Und auch dann wird das von der Lektorin Ingrid Krüger verbessert. Im Grunde öffnet man eine fremde Sprache nach. Aber ich bin dafür da, etwas zu schaffen, nicht schauspielerisch etwas nachzuäffen. Die deutsche Sprache werde ich sicherlich lebenslang lernen, und das mit Genuß. Aber ich bin nicht zweisprachig. Das Deutsche ist eine mir wohlbekannte fremde Sprache.

Der Roman hat zwei topographische Zentren, Berlin und Budapest. Aber das Buch ist in dem winzi-

gen ungarischen Dorf Gombosszeg entstanden. War die Abgeschlossenheit von den Metropolen, diese Distanz, die Trennung von dem großstädtischen Leben – war das die Voraussetzung dafür, daß Sie sich diesen Metropolen literarisch annähern konnten?

Gombosszeg ist für mich ein Brutplatz. Man sucht sich Brutplätze. Man hat Phantasie, man hat Erfahrungen, und man verbindet beides. Ob dieser Brutplatz in Budapest, Berlin, New York oder gerade in Gombosszeg ist, das ist uninteressant. Ich habe die Stille gern, die Ruhe, die Abgeschlossenheit. Es ist nicht notwendig für mich, ständig von Menschen umgeben zu sein und ständig so viel zu plaudern wie jetzt.

Das Buch beginnt wie ein Krimi. Man findet eine Leiche. Aber Ihr Buch ist kein Krimi. Warum haben Sie diesen Einstieg gewählt?

Mich hat schon immer die Frage bewegt, warum wir um Gottes Willen dieses andauernde Interesse für Kriminalfälle haben. Ich meine nicht die Wirtschaftskriminalität, denn dafür haben wir nicht so großes Interesse, obwohl das viel interessanter ist, denn man muß dazu viel erfindungsreicher sein. Aber immer wieder diese Tötungsdelikte, die Toten, die irgendwo aufgefunden werden, wo dann alles nach dem vorgeschriebenen Schema abläuft. Jemand, der den Getöteten nicht kennt, findet den Täter. Findet ihn unbedingt binnen anderthalb Stunden, um unsere Erwartungen zu erfüllen. Die Beweggründe der Tat werden aufgedeckt, die Täter werden verhaftet. Wenn ich abends ständig mit diesem Ding umschalte, komme ich in allen Sprachen von Krimi zu Krimi, von Lösung zu Lösung. Ich bin an der Lösung nicht besonders interessiert, weil die Lösung schon vorgeschrieben ist und nicht der Wahrheit entspricht.

Sie ist banal.

Richtig, banal. Die unaufgedeckten Mordfälle liegen statistisch in der Tat immer höher als die aufgedeckten. Und ich interessiere mich auch nicht für das vorgetragene Schauspiel, denn das ist genauso banal. Es sind nicht immer die besten Schauspieler, die solche Rollen spielen, aber selbst die besten würden bei dieser Art von Banalität auf der Strecke bleiben. Banale Handlung, banales Spiel, aber wenn man sitzen bleibt, interessiert man sich doch.

Man wird gefangengenommen.

Man wird von der eigene Epoche gefangengenommen. Man genießt die letzten Reste, die letzten Zeichen der Aufklärung. Der Tag ist von Irrungen und Wirrungen, von Lärm und Chaos erfüllt, aber wenigstens am Abend wird etwas aufgeklärt. Ich bin also davon ausgegangen, daß Interesse besteht, daß etwas aufgeklärt wird. Und ich kläre sicher sehr viel auf, aber nicht das, was gerade gesucht wird.

Nicht der Krimi. Der Krimi wird nicht aufgeklärt.

Doch. Doch. Doch. Am Ende zum Beispiel steht auch ein Krimi, und der wird aufgeklärt. Aber es gibt sehr viele Krimis anderer Art, die aufgeklärt werden oder unaufgeklärt bleiben. Einige meiner Protagonisten versuchen, Klarheiten zu schaffen, aber es zeigt sich, wie schwierig das ist. Auf die konventionelle Art und Weise geht das nicht immer oder eher sehr selten.

Hat eigentlich der Verlag das Ansinnen an Sie herangetragen, am Ende wie bei den großen russischen Romanen zur besseren Orientierung ein Personenverzeichnis anzufügen?

Ja, das war ein Wunsch des Verlegers. Wochenlang bin ich mit einem der Redakteure dem nachgegangen. Wir haben daran gearbeitet und schließlich unsere Unfähigkeit erklärt. Wäre uns das gelungen, hätte ich ein anderes Buch schreiben sollen. Denn im Buch sind gerade die Lebensläufe nicht richtig geklärt. Es tauchen zum Beispiel Nebenfiguren auf, die interessant werden, den Solopart übernehmen und dann wieder verschwinden. Wie sollte ich die nennen? Sie haben auch nicht immer einen Namen, nur Aussehen, Geschlecht, Charakter. Eben das, was ein Mensch hat, der einen Raum betritt und ihn dann wieder verläßt.

Im Buch erzähle ich ja nicht nur über kausale Verbindungen, sondern auch, wie die verschiedenen Kausalitäten sich treffen oder berühren oder verbinden und sich dann wieder lösen. In das Nichts sich auflösen, und doch in Erinnerung oder als Eindruck bleiben und unser Leben sehr stark beeinflussen.

Ich habe den Eindruck, daß die meisten Personen durch zwei Pole miteinander verbunden sind: Der eine ist der Holocaust, der andere ihre Sexualität.

Nein, es gibt noch sehr viele andere Varianten. Sexualität haben meine Personen gar keine. Ich habe Interesse für die menschliche

Erotik, aber nicht für die Sexualität. Sexualität ist ein moderner Begriff und zu geschlechtsgebunden. Mit meinem Freiheitswillen habe ich versucht, gerade das Gebundene hinter mir zu lassen – ich soll und darf nicht an mein Geschlecht oder an das andere Geschlecht gebunden bleiben. Bei mir geht es um Erotik. Erotik ist der klassische Begriff, der wie bei den Griechen einerseits mit den Göttern zu tun hat und andererseits mit dem menschlichen Tun. Wenn der Mensch gerade mit den Geschlechtsteilen agiert, dann beschreibe ich, wie man mit den Geschlechtsteilen agiert. Wenn man mit Werkzeugen agiert, dann beschreibe ich zum Beispiel Holz: Wie man mit Holz arbeitet, welches Holz man bearbeitet, welche

Arten von Hölzern es gibt, welche Struktur die Hölzer haben und so weiter. Aber ich lasse mich von dieser neuzeitlichen Konvention Sexualität nicht beeinflussen.

Der Holocaust, um auf Ihre Einschätzung zurückzukommen, heißt bei mir nicht so, weil der Begriff ganz neu ist. Es handelt

sich um eine amerikanische Benennung für einen schlechten Film, der eine unglaublich große Wirkung gehabt hat. Ich würde das folgendermaßen ausdrücken: Ich beschäftige mich mit dem tiefsten Punkt, dem tiefsten erreichbaren Punkt der Weltgeschichte beziehungsweise der menschlichen Geschichte. Das ist ein unglaublich kritischer Punkt. Darf ein Roman sich überhaupt damit befassen? Darf Fiktion diesen engen Ausschnitt der Wirklichkeit überhaupt berühren?

Aber mir stellte sich die Frage genauso strikt, ob ich diesen tiefsten Punkt der Menschengeschichte umgehen kann. Ich kann es nicht. Ich habe ihn im *Buch der Erinnerung* umgangen, indem ich mich mit einer anderen Diktatur befaßt habe. Aber diese andere Diktatur ist auf der früheren Diktatur aufgebaut worden. Gerade dadurch, daß ich damals diesen tiefsten Punkt umgangen habe, nicht berührte oder nicht berühren wollte, habe ich die Zusammenhänge irgendwie zerschnitten. Diese Zusammenhänge sehen nicht so aus, wie Herr Nolte und andere Relativisten sie dar-

stellen, aber sichtbare Parallelitäten sind da, und sie klar zu erkennen, wäre sehr wichtig. Deswegen konnte ich in diesem Roman nicht auf sie verzichten.

Dafür habe ich nicht-fiktionale Lösungen gesucht, Fiktion und Dokumentation miteinander verbunden. Später, als ich die KZ-Kapitel schon geschrieben hatte, habe ich dazu auch die Absolution von Imre Kertész erhalten. Ich habe ihn gefragt, ob ich das darf, und er hat mit einem großen freudigen »Ja!« geantwortet. Er mußte schreien, weil ich ihn damals gerade auf dem Frankfurter Flughafen in einem schrecklichen Lärm gefragt habe. Wir beide schrien. Er hat die Ernsthaftigkeit meiner Frage, ob ein Schriftsteller, der nicht im KZ war, das wagen darf, gespürt. Meine einzige Sorge war, ob mir das gelingen würde.

Ich würde gerne noch einmal auf das Holz zurückkommen. Also darauf, daß Sie die verschiedenen Hölzer und ihre Bearbeitungsarten gerne sehr exakt beschreiben wollen. Auf die Erotik bezogen: Es hat mich verwundert, auch irritiert, daß Sie dabei sehr derbe, fast obszöne Ausdrücke verwenden, die man sonst eher in anderen Texten findet. Vielleicht ist es aber auch eine Frage der Übersetzung. Ich weiß nicht, wie es im ungarischen Original ist, aber ich stelle mir vor, daß dort ähnliche sprachliche Ausdrücke verwendet werden. Hat Sie das nicht gestört?

Doch, das hat mich gestört.

Aber Sie wollten sie trotzdem.

Ich kann doch eine Sprache nicht erfinden. Ich verwende Sprache. Ich arbeite mit der Sprache. Ich schaffe auch Sprache, aber Wörter kann ich nicht erfinden. Also wenn man mir sagt, daß ein Wort obszön ist, dann wundere ich mich. In Gesellschaft, beim Abendessen oder beim Frühstück spreche ich keine obszönen Wörter aus. Natürlich nicht. Ich will niemanden damit stören, wie die anderen auch mich nicht damit stören. Aber diese obszönen Wörter sind dazu da, um etwas zu benennen. Diese Benennungen kann ich nicht umgehen. Das Umgehen ist ein Gesellschaftsspiel, das ich bitte in einem Roman nicht mitspiele. Denn so würde ich etwas verdecken, was die Gesellschaft bereit ist zu verdecken, um über etwas, das sehr wichtig ist, keine legale Sprache zu haben; um es weiterhin für natürlich und legal zu halten, Kriege zu führen, aber das Wort »ficken« nicht auszusprechen. Menschen

Auf den Körper des Mannes hätte sie vielleicht mit großer Anstrengung verzichten können, aber seinen Duft in ihrem Duft begehrte sie immer wieder von neuem.

zu töten, legale Mordorgien zu veranstalten, aber in einer feinen Gesellschaft nicht laut furchen zu dürfen, das finde ich einfach lächerlich. Über eine der wichtigsten Handlungen der Menschen oder des menschlichen Geschlechts nichts zu schreiben, das halte ich wiederum für lächerlich und ungeheuerlich. Das ist erneut eine literarische Konvention. Diese Konvention unterliegt aber Gesetzen, die für die Literatur keine Gültigkeit haben dürfen. Diese Gesetze, diese Verbote sind an und für sich richtig, weil jede Gesellschaft Tabus haben muß; die Tabus müssen die Gesellschaft vor dem Chaos schützen. Aber wenn ich etwas sprachlich unreflektiert lasse, dann diene ich zwar der Konvention, aber ich diene nicht der Klarsicht oder dem Erkennen. Dann führen die Menschen Kriege, statt » ficken« zu sagen.

Ich habe den Eindruck, daß in totalitären Regimes Sexualität möglicherweise eine andere Bedeutung hat als in nicht-totalitären Systemen. Ist das so?

Nein, nein, sie hat keine andere Bedeutung.

Eine andere Funktion?

Auch keine andere Funktion. Die Funktion ist immer dieselbe: Lust, Erfüllung und Fortpflanzung. Da gibt es keinen Unterschied. Wie man mit Lust und Fortpflanzung in einer Diktatur oder in einer Demokratie umgeht, das ist sicher verschieden, und es ist auch notwendig, über die Unterschiede zwischen beiden zu sprechen. Im *Buch der Erinnerung* war meine grundsätzliche Frage, ob Liebe in der Diktatur überhaupt möglich sei. Mit dieser Frage habe ich das Buch angefangen, und zum Schluß bin ich zu dem Ergebnis gekommen, daß das nicht möglich sei, weil die gesellschaftliche Konvention, die Macht und das Machtgefüge in der Diktatur auch ins Bett mitgenommen werden. Ob man das weiß oder nicht weiß. Genauso wie in einer freien Gesellschaft. Man kann beziehungsweise muß zwischen Pornographie und klinischer Sprache wählen. Eine andere Sprache hat man nicht zur Verfügung. Auch in einer Demokratie können die Liebenden über ihre Lust miteinander nicht sprechen, weil sie entweder eine technisch-medizinische Sprache wählen oder obszön und pornographisch werden. Das war mir zu eng. Ausgehend von meinem Freiheitsbegriff ist

mir die politische Freiheit deswegen auch zu eng geworden. Noch enger war es in der Diktatur, weil dort schon in der Handlung diese Angst und dieses Zittern zu spüren sind. Alles ist blockiert, und die Sprache der Körper besteht im Austausch darüber, blockiert zu sein. Das ist auch ein Austausch, auch ein wichtiger Austausch, aber es ist ein anderer Austausch.

Es wurde in Rezensionen mehrfach erwähnt, daß in diesem Roman vermutlich die ausführlichste Beschreibung eines Beischlafs der Literaturgeschichte enthalten ist. Er umfaßt circa 120 Seiten. Jede einzelne ...

Das ist kuuurz gefaßt.

Bitte?

Kuuurz gefaßt.

Kurz gefaßt?

Ja, das ist nur eine Kurzfassung. Ich habe mich kurz gefaßt.

Sie widmen sich dort fast jeder einzelnen Pore, die dabei beteiligt ist. Und als wir vorhin noch ein wenig spazierengegangen sind, habe ich Ihnen vorgeschlagen, eine Passage daraus zu lesen. Da haben Sie gesagt: »Ach, lieber nicht, das habe ich nicht richtig vorbereitet.« Wir haben dann unter einer Laterne am Saarbrücker Staatstheater ein wenig die Lesung geübt. Zum Beispiel, wie man »ach herrje« betont. Sie waren schließlich doch einverstanden, einen Ausschnitt aus der Schilderung dieses Geschlechtsakts zu lesen. Ich finde ihn übrigens sehr komisch, diesen Ausschnitt. Wollen Sie die Situation erklären?

Zwei Menschen treffen sich. Sie fühlen sich voneinander angezogen, aber lieben sich nicht, weil sie sich nicht kennen. Aber sie möchten sich kennenlernen. Hier geht es also nicht um Beischlaf, sondern um zwei nicht mehr ganz junge Menschen, so um die 35, also beide sind erfahren. [Gelächter im Publikum]

Also nein, 35 ist nicht mehr so jung. Bis 25 sammelt man erotische Erfahrungen und kommt ins Klare. Danach ist man schon im Klaren.

Hoffentlich [geflüstert].

Nicht gänzlich. Nie gänzlich. Diese Menschen mit ihren früheren Erfahrungen kämpfen jedenfalls füreinander. Und ...

**Frauen und Männer
waren geschaffen,
einander zu begehren
und zu befriedigen.**

Miteinander.

Und miteinander, füreinander, miteinander, und das ist keine Schlacht. Das ist kein Krieg. Das ist ein Füreinander und Miteinander, doch sie finden einander nicht. Es ist ein Genuß. Sie finden Genuß, aber einander finden sie nicht, weil das keine Liebe ist, aber sie bleiben bei einander. Das ist nicht schlecht. Mir war es wichtig, den Unterschied zwischen Liebe und Geschlechtsverkehr auf einer Skala des Genusses bis zum Unpersönlichwerden darzustellen. Ich bin hauptsächlich in die Figuren hinein gegangen. In diesem Abschnitt kommt dann noch eine dritte Person dazu.

[*Er beginnt zu lesen: S. 389ff.*] Das Fenster klapperte ein wenig. [...] Eine Ecke fand sie zwar, aber die Decke war irgendwo verhakt und gab erst nach vielen Ziehen und Zerren soweit nach, daß Gyöngyvér wenigstens die auseinander gespreizten Arschbacken des über ihr knienden Mannes einigermaßen bedecken konnte.

[*Er kommentiert*] Ich habe immer die einfachsten Ausdrücke gewählt. Also nicht Hintern, sondern Arsch ...

...backen.

Wenn ich Hintern sagen würde, würde ich versuchen, die Nähe, die Direktheit zu umgehen. Ein wenig feiner und gesellschaftsfähiger zu sein, als es für die Szene nötig und vernünftig wäre.

Auszuweichen.

Auszuweichen. Also Arsch ...

...backen.

Bitte.

Why not?

Auch die Deutschen haben dieses Wort.

Sogar die Sache.

Ja, auch. [*Liest weiter*] Also daß Gyöngyvér wenigstens die auseinandergespreizten Arschbacken des über ihr knienden Mannes ein wenig bedecken konnte. [...] Im Halbdunkel entdeckte Frau Szemző, daß sie ihre Winterhandschuhe seit Monaten nicht mehr versorgt hatte. [*Liest ca. 10 Minuten*]

Stimmt es, daß das ursprüngliche Manuskript überhaupt keine weiteren Unterteilungen hatte? Daß es nicht in Bücher und in Kapitel gegliedert war?

Es war schon immer unterteilt. Die Kapitel waren nach strukturellen Vorstellungen geschrieben. Es war nicht kontinuierlich so geschrieben, wie es jetzt im Buch steht, sondern auf eine andere Weise. Das Manuskript wurde jedenfalls in Kapiteln geschrieben.

Sie haben einmal gesagt, das Strukturprinzip dieses Romans sei das Chaos.

Ja, das Chaos hat kein Prinzip und keine Struktur, deswegen ist es so schwer vorzustellen. Ovid hat es vorgestellt, auch der alte Heraklit hat es vorgestellt. Bei den Vorsokratikern und in der Mythologie gibt es ebenfalls eine Form oder Vorstellung davon, wie Chaos ist. Wir aber leben heute in einem Chaos, und deswegen haben wir alle eine eigene Vorstellung davon. Wenn wir nicht im Chaos leben würden, wäre kein Ordnungsprinzip nötig und möglich, da es von der Natur, von Gott oder von anderen Kräften schon irgendwie geordnet worden wäre. Aber das ist es nicht. Vielmehr versuchen Menschen ständig, und dies schon seit mehreren tausend Jahren, mit Vernunft eine Art Ordnung in diesem Chaos zu schaffen. Trotzdem bricht ab und zu Chaos aus. Dann ist es mit allen Ordnungsprinzipien und allen Konventionen zu Ende. Das ist dann die richtige, die wahre Obszönität, nicht meine gewöhnlichen alltäglichen Worte. Ich reflektiere Chaos, um andere Ordnungsprinzipien zu suchen; nicht die konventionellen, die immer wieder zu Gewalttaten und zu einer Art Genuß der Gewalt führen, wie zum Beispiel am Abend bei den Krimis.

Ich habe eine Fotografie von Ihrem Schreibtisch gesehen. Ihr Schreibtisch ist das Gegenteil von Chaos, jedenfalls auf diesem Bild. Das ist ein in fast schon geometrischen Strukturen geordneter Arbeitsplatz. Ist das für Sie die Voraussetzung, sich diesem Chaos ausliefern zu können?

Ja, ich bin das Chaos. Chaos herrscht in mir. Ich muß mich wenigstens bemühen, die Papiere zu ordnen, um mich in diesen Papieren, Vorstellungen und Strukturen zu erkennen. Die Wahrheit steckt bekanntlich im Detail. Aber ich will dieses in mir herrschende oder in allen herrschende Chaos damit nicht weg- beziehungsweise verwischen, sondern es vielmehr zeigen, und damit auch gleichzeitig die ständig wiederkehrenden, sich wiederholenden, in jedem steckenden und lebenden Ordnungsprinzipien oder Ordnungswünsche

aufdecken. Das alles ist gleichzeitig, immer gleichzeitig. Chaos und Ordnungspolizei arbeiten gleichzeitig in uns. Wie soll man die Zahnpasta aus der Tube drücken? Es gibt da verschiedene Methoden. In der Mitte oder von hinten ...

Die beiden topographischen Zentren des Romans sind Berlin und Budapest. Ist Ihr Roman auch so etwas wie der Versuch eines deutsch-ungarischen Brückenschlags?

Nein, das ist er nicht. Man braucht diesen Brückenschlag nicht, weil diese Brücke bereits da ist. Die Deutschen nehmen sie zwar weniger zur Kenntnis als die Ungarn, aber sie ist stärker, als sie denken. Das liegt auf der Hand. Es ist eine geographische Gegebenheit, denn Ungarn gehört seit Jahrhunderten zur Interessensphäre Deutschlands oder Österreichs. Jedenfalls am großen Fluß, wo man mit der deutschen Sprache, dem deutschen Denken und, was eigentlich noch wichtiger ist, dem Administrieren der Verwaltung nach deutschem Vorbild vertraut ist. Wie man ein Papier von dieser Stelle zu einer anderen schiebt. Wie man einen Staat aufbaut, und wie man damit umgeht. Diese logistischen Methoden sind von Österreich übernommen, durch die kaiserliche und königliche Monarchie vermittelt. Aber nach Österreich kam Preußen. Das ist ebenfalls eine sehr wichtige Geschichte. Das mag man in Berlin nicht kennen, aber in Budapest ist man sozusagen verpflichtet, es zu kennen. Man beachte das Stadtbild oder die verschiedenen Entwicklungsphasen. Technisch gesehen, waren die beiden Städte Berlin und Budapest um die Jahrhundertwende auf demselben Niveau. Außerdem gibt es ganz persönliche Verbindungen. Zum Beispiel studierte mein Großvater merkwürdigerweise Agrarwissenschaften in Berlin. Die Familie besaß Grundbesitz und wollte ihm diesen vererben. Seine Briefe hat er auf Deutsch geschrieben, nicht fehlerlos,



aber auf Deutsch. Außerdem waren in den zwanziger und dreißiger Jahren mein Onkel und meine Tante als Emigranten in Berlin. Die Bauernsöhne und Leibeigenen dienten in der Monarchie sechs oder acht Jahre lang in der Armee. Die Befehlssprache war deutsch, und damit auch der Sinn oder die Sinnlosigkeit der Befehle. Wiederum eine gemeinsame Geschichte ohne Anfang und Ende.

Ich möchte Sie zum Schluß noch gerne zu einer Figur befragen. In Ihrem Roman kommt Otmar Freiberr von Verschuer vor. Er war ein Mediziner, einer der Führer des Kapp-Putschs und einer der profiliertesten nationalsozialistischen Rassen-theoretiker und Rassenhygieniker. Sie haben offenbar seine Bücher studiert. Und Sie sagen oder haben einmal geschrieben, sie hätten diese Bücher »mit Genuß gelesen«. Und: »Ich kann mich davon nicht distanzieren.« Wie meinen Sie das?

Es gibt eine reale Figur. Meine Figur ist ein Romanheld. Mit dem richtigen Menschen hat er sicherlich nicht viel gemein. Aber ich habe einen gewissen Professor Doktor Freiherr von Verschuer wirklich studiert, seine Bücher zum Teil gelesen. Er war ein Anthropologe. Heute würde man sagen: ein Genetiker. Und in der Tat konnte ich die Lektüre genießen, weil seine wissenschaftlichen Bücher in einem sehr schönen Deutsch geschrieben sind. In einem vollen, kräftigen, schönen, etwas altmodischen Deutsch. Sein Assistent an der Frankfurter Universität war Dr. Mengele. Zwischen beiden bestand ein ziemlich enger Kontakt, auch in der Zeit der Konzentrationslager. Dr. Mengele hat das Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie mit Exponaten beliefert. Diese Exponate stammten natürlich von Menschen, die für diese Experimente hingerichtet wurden. Das konnte man später nicht richtig beweisen, die Hinweise sind aber deutlich genug. Deswegen habe ich einen Romanhelden geschaffen und nicht dokumentarisch geschrieben. Man fand gewisse Papiere, gewisse Hinweise, aber eine Menge Papiere waren verbrannt oder verschwunden.

Um diesen ganzen Lebenslauf zu verstehen – wie ein junger Mann, ein schöner Mensch sich freiwillig in den ersten Tagen des Ersten Weltkriegs enthusiastisch als junger Offizier meldet und in den Krieg zieht, ziemlich viele schlimme Schlachten und Monate durchmacht – um das zu verstehen, mußte ich in diese Menschen hineingehen. Das wollte ich verstehen, und ich glaube, einiges habe ich auch verstanden.

Eigentlich suchte man beim anderen gar nicht den wirklichen Menschen, sondern eine heimlich genährte Phantasie.

Das Verstehen verstehe ich, aber ...

Akzeptieren und verstehen sind zwei unterschiedliche Dinge. Zu verstehen gehört zu meinen Berufspflichten. Doch es ist etwas anderes, ob ich das, was ich verstanden habe oder nicht, akzeptiere. Ich kann in meinen Romanen nicht mit meinen moralischen Urteilen kommen. Als Bürger oder als Citoyen kann ich das machen, aber als Schriftsteller muß ich ohne Wenn und Aber hineingehen. Ich bin als Mann geboren, aber ich muß auch

eine Frau werden, um zu verstehen, wie sie das oder mich in verschiedenen Momenten sieht. Ich kann mich nicht verschließen. Das sind natürlich Versuche, das Ich zu beschreiben, aber diese Versuche muß ich machen. Das darf keine Koketterie werden. Das ist einerseits mein Beruf, andererseits schadet es nicht, etwas zu verstehen. Aber es ist eine andere Sache, davon Abstand zu nehmen oder nehmen zu müssen aus moralischen Gründen und aus Überzeugung.

Ich möchte Sie gerne entlassen mit einem Zitat aus der Neuen Zürcher Zeitung. Es heißt: »Schrecklich und schön ist das Labyrinth dieses Romans und die Lektüre ein Rausch ohne Ende.« Ich danke Ihnen, Péter Nádas, daß Sie zum zweiten Mal nach Saarbrücken gekommen sind, um eines Ihrer Bücher vorzustellen.

Ich danke Ihnen.

Die Verschriftung des Gesprächs stammt von David Lemm; sie wurde von Péter Nádas durchgesehen.

Ach!zig Jahre Arnfrid Astel

Im diesem Juli wurde Arnfrid Astel 80 Jahre alt. Grund genug für die *Saarbrücker Hefte*, einige Gedichte aus Astels aktueller Veröffentlichung *Götter im Schlosspark* vorzustellen. Die Gedichte sind vor einigen Jahren während seines Aufenthaltes auf dem ab 1813 von Achim von Arnim und dessen Frau Bettina Brentano bewohnten Schloßgut Wiepersdorf entstanden. Sie zeigen uns den in frühen Jahren oft unbequemen, störrischen und egozentrischen Lyriker und politischen Menschen als einen zur wohlverdienten Ruhe gekommenen Wanderer zwischen ... na ja, eben Göttern im Schlosspark. Die Fotos stammen von Klaus Behringer. Das Buch ist als Band 28 der vom VS Saar in der *Edition Saarländisches Künstlerhaus* herausgegebenen Reihe *Topicana* erschienen.



SATURNO

Saturn, ein Schnitter, der die Kinder frisst,
ist Stein geworden wie der Wickelstein,
den er verschlucken musste als Ersatz.
Der Göttervater blieb ein Wickelkind,
das eine Ziege aus dem Füllhorn säugte.
(Der Heiland ging Herodes durch die Lappen.)
Die Zeit ist tot, die Wiesenblume blüht.
Die Sense splittert am Granit im Gras.

PALADE

WAS mich so anzieht, stößt sie von sich ab
als Fratze des Geschlechts auf ihrem Schild.
Ihr A n t l i t z ist das Wappen des Geschlechts.
Das zieht mich an und zieht mich zu ihr hin.

DAS Mädchen Pallas hat beim Bogenschießen
die Zwillingschwester in das Herz getroffen.
Sie hadert nun als Frau mit dem Geschlecht.
Sie streckt den Männern ihre Zunge raus.
Das ist ihr Schild. Den hält sie vor den Leib.



WAS ich nicht sehen darf, das macht mich blind.
Das andere Gesicht versteinert mich.
Pallas Athene zeigt auf ihrem Schild
den Kopf der Gorgo mit dem Schlangenhaar.
Sie streckt die Zunge aus dem Muttermund.

LEDA

Die Regentropfen auf geweihter Fläche
des Wasservierecks einer runden Erde.
Begriffen hat der Weiher seinen Stein.
Das stille Wasser und die halben Kreise.
Die Frösche quaken, und die Wasserwellen
verraten, wo der Frosch verborgen ist.
Die Binsen stehen in geweihtem Wasser.
Die Lindenzweige nahen sich dem Glas,
sie stoßen mit den Blüten an den Spiegel.
Die Schwertel grüßt vom Ufer den Pirol.
Der pfeift aus dem verborgenen Versteck.
Die Schwäne peitschen auf das dunkle Wasser.
Mit e i n e m Flügel kommen sie nicht hoch.
Zum Starten ist der Weiher viel zu klein.
Im Wasserspiegel säubert sich der Gott
für Leda, die ihn gleich empfangen wird.
Den Gott umringt lebendiger Heiligenschein.
Die schwarzen Wellen spiegeln sich im Flint.
Zufrieden schwimmt ein Schwan auf seinem See
mit e i n e m Fuß und e i n e m Sonnensegel.





Die kleinen Leute bilden einen Chor
ums Atelier des Malerenkels Achim.
Die Marmorzwerge wurden Gastarbeiter.
Er hatte sie vom Süden hergeholt
zusammen mit den Kalksteingötterbildern.
Die Zwerge sind dem Enkel untertan.



»Ein Werkzeug des sozialen Friedens«

Die Arbeitskammer im Saargebiet 1925–1935

Von Harald Glaser

Arbeitnehmerkammern gibt es in den Bundesländern Bremen und Saarland und in unseren Nachbarländern Österreich und Luxemburg. Ihre Aufgaben bestehen in der Wahrnehmung von Arbeitnehmerinteressen durch Gutachten und Vorschläge für Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtsprechung und im Angebot von Bildungs- und Beratungsleistungen. Die Arbeitskammer des Saarlandes ist seit langem im politischen Leben des Landes verankert. Kaum bekannt ist, daß schon zwischen 1925 und 1935 eine Arbeitskammer bestand. Nach den spärlichen Hinweisen in der Literatur soll sie wenig bewirkt haben. Außerdem hätten sich Arbeitnehmer und Arbeitgeber – im Unterschied zu heute waren beide Seiten vertreten – nicht einigen können. Ein genauerer Blick auf Entstehung und Arbeitsweise der Arbeitskammer des Saargebietes ergibt ein vielfältigeres Bild und vermittelt einen Eindruck von

den politischen Auseinandersetzungen und der Entscheidungsfindung während der Völkerbundsregierung.

Erste Bestrebungen in Deutschland und Österreich für eine gesetzliche Vertretung von Arbeitnehmern entstanden um die Mitte des 19. Jahrhunderts, führten aber bis zum Ersten Weltkrieg zu keinem Ergebnis. Eine Streitfrage bildete die Zusammensetzung der Kammern: Sollten sie von Arbeitgebern und Arbeitnehmern paritätisch besetzt oder als reine Arbeiterkammern eingerichtet werden? Beide Modelle standen für unterschiedliche Ziele: Während die paritätisch besetzten Kammern Gegensätze zwischen den Sozialparteien durch Verhandlungen ausgleichen sollten, wollten die Befürworter reiner Arbeiterkammern ein Gegengewicht zu den Handwerks- und den Industrie- und Handelskammern schaffen.



1929. - SARREBRUCK.
Palais du Gouvernement.

Das Saargebiet des Völkerbundes: Vom Beamten- zum Bergarbeiterstreik¹

Mit dem Friedensvertrag von Versailles erhielt Frankreich als Ausgleich für die Zerstörungen, die sein Bergbau durch die deutsche Kriegführung erlitten hatte, »das volle und unbeschränkte Eigentum an sämtlichen Kohlenfeldern in den Grenzen des Saarbeckens«.² Das Saargebiet wurde einer vom Völkerbund ernannten Regierungskommission unterstellt. Nach 15 Jahren sollte die Bevölkerung in einer Abstimmung über ihre künftige Staatszugehörigkeit entscheiden.

Die Abtrennung des Saargebietes traf hier, wie auch in Deutschland, auf einhellige Ab-

Die Regierungskommission führte ihre Amtsgeschäfte vom Neuen Landgerichtsgebäude in der Alleestraße 15, heute Franz-Josef-Röder-Straße, aus. Hier befand sich auch die Geschäftsstelle der Arbeitskammer. Die blau-weiß-schwarze Flagge des Saargebietes wurde nur von Regierungsbehörden benutzt. (Stadtarchiv Saarbrücken)



Die Jahrtausendfeier des Rheinlandes im Juni 1925 bot Anlaß, mit patriotischen Kundgebungen die Zugehörigkeit des von alliierten Truppen besetzten Rheinlandes und des Saargebietes zu Deutschland zu unterstreichen: die Eisenbahnstraße in Saarbrücken während des »Gustav-Adolf-Festes« am 19. 6. 1925. (Stadtarchiv Saarbrücken)

lehnung, die dadurch bestärkt wurde, daß die im Februar 1920 gebildete Regierungskommission unter starkem französischem Einfluss stand. Der Völkerbundsrat ernannte den französischen Staatsrat Victor Rault zum Vorsitzenden und folgte auch bei der Berufung der übrigen Mitglieder weitgehend den Vorschlägen Frankreichs.

Nach dem Saarstatut behielten »die Gesetze und Verordnungen, die im Saarbeckengebiet am 11. November 1918 [d.h. zum Zeitpunkt des Waffenstillstandes, Verf.] in Kraft waren«, ihre Gültigkeit. Auch die Rechte der Arbeiter wurden garantiert. Vor Gesetzesänderungen hatte die Regierungskommission die »Äußerung der gewählten Vertreter der Bevölkerung« einzuholen und bei der Festsetzung von Arbeitsbedingungen und Arbeitszeit »die Wünsche der örtlichen Arbeiterverbände sowie die vom Völkerbund angenommenen Grundsätze zu berücksichtigen«. Eine Änderung der gesetzlichen Ordnung des Grubenbetriebes setzte außerdem die Befragung des französischen Staates voraus, es sei denn, sie ergab sich als »Folge einer allgemeinen vom Völkerbund beschlossenen Regelung der Arbeitsverhältnisse«.

Durch den Stichtag 11. November 1918 war das Saargebiet von der arbeits- und sozialrechtlichen Entwicklung in der Weimarer Republik ausgeschlossen, sofern die Regierungskommission die Änderungen nicht übertrug. Zwar hatten die Gewerkschaften nach Kriegsende auch im Saargebiet den Achtstundentag in der Eisen- und Stahlindustrie, die sieben-einhalbstündige Schichtdauer in den Bergwerken und ihre Anerkennung als Tarifpartei und Vertreter der Arbeiterschaft durchsetzen können. Allgemeinverbindlichkeit und Unabdingbarkeit von Tarifvereinbarungen und die Arbeitszeiten wurden aber nicht gesetzlich festgelegt. Auch das deutsche Betriebsrätegesetz und die obligatorische Schlichtung erlangten keine Gültigkeit. Die betriebliche Vertretung der Arbeitnehmer lag weiter bei den Arbeiterausschüssen, die mit dem Gesetz über den vaterländischen Hilfsdienst von 1916 eingerichtet worden waren und über weniger Rechte verfügten als die Betriebsräte. Die Gewerkschaften forderten daher die Übernahme der arbeitsrechtlichen Gesetzgebung des Deutschen Reiches.

Kommissionspräsident Rault lehnte Betriebsrätegesetz und obligatorische Schlichtung im Januar 1921 mit der Begründung

ab, daß die Bergwerksverwaltung dagegen sei und deshalb als rückständig erscheinen müsse, wenn die Forderungen für den Rest der Wirtschaft erfüllt würden. Durch die Bindung an die Zustimmung der französischen Bergwerksverwaltung rückten arbeits- und sozialpolitische Fragen in einen Zusammenhang mit dem Saarstatut und der nationalen Zugehörigkeit des Saargebietes.

Die saarländischen Parteien, Gewerkschaften und Wirtschaftsvereinigungen stimmten in der Verurteilung der Trennung von Deutschland überein, vertraten aber unterschiedliche Interessen und verfolgten anfangs keine einheitliche Linie gegenüber der Regierungskommission. Das änderte sich, als diese im April 1920 ein Beamtenstatut vorlegte, das eine Einschränkung der Koalitionsfreiheit und eine rigide Disziplinargerichtsbarkeit beinhalten und einen Streik der Beamten auslöste. Gewerkschaften und Verbände, Parteien und Presse schlossen sich gegen die Völkerbundsregierung und ihre von französischen Interessen geleitete Politik zusammen. Mit dem Vorrang der nationalen Frage und der Gegnerschaft gegen die von außen eingesetzte Kommission bildeten sich die Grundlinien heraus, die die politische Auseinandersetzung während der Völkerbundsverwaltung bestimmten.

Die neue Einigkeit fand ihren Ausdruck in Eingaben an den Völkerbund und Abordnungen nach Genf. Parteien und Gewerkschaften erreichten, daß ausländische Beobachter auf die Verhältnisse im Saargebiet aufmerksam wurden. Mit der Einrichtung des Landesrates als gewählter Vertretung der Bevölkerung entsprach die Regierungskommission im März 1922 der Forderung nach einem Parlament auf Landesebene. Durch die Beschränkung auf die Begutachtung von Verordnungsentwürfen ohne gesetzgeberische Befugnisse und sogar ohne Immunität der Abgeordneten entsprachen die Rechte des Landesrates jedoch nicht den Erwartungen.

Im nächsten Jahr verschärfen sich die Gegensätze weiter. Ausgehend von Lohnforderungen begann am 5.2.1923 ein Streik der Bergleute, der über drei Monate dauerte und in Verbindung mit der zeitgleichen Ruhrbesetzung und wegen den Gegenmaßnahmen der Regierungskommission politische Sprengkraft entfaltete. Auf den weitgehend lückenlos eingehaltenen Streik antwortete Kommissionspräsident Rault mit der Anforderung

französischer Militäreinheiten, der Einschränkung der Pressefreiheit und schließlich dem Verbot von Streikposten, das er erließ, um die von der französischen Regierung verlangte Verhängung des Belagerungszustandes zu vermeiden. Entlassungen und Wohnungskündigungen durch die Bergwerksverwaltung und die lange Dauer des Ausstandes riefen soziale Not hervor. Erst auf Vermittlung des Internationalen Arbeitsamtes konnte der Konflikt am 12. Mai beigelegt werden. Das Ansehen der Regierungskommission im Saargebiet war auf einen Tiefpunkt gesunken.

Der Bergarbeiterstreik bewirkte eine Wende in der Saarpolitik des Völkerbundes. Nachdem das Vorgehen Raults vor allem in England und Schweden auf heftige Mißbilligung gestoßen war, ließ sich die bedingungslose Verfolgung französischer Interessen nicht mehr fortsetzen. Mit der Berufung des Zentrumspolitikers Bartholomäus Koßmann zum saarländischen Kommissionsmitglied 1924 leitete der Völkerbundsrat einen personellen Wechsel ein, der zwei Jahre später zur Abberufung Victor Raults führte und die französische Vorherrschaft in der Kommission beendete. Gleichzeitig erhielt Koßmann, der zuerst nur für Volkswohlfahrt, Landwirtschaft, Forsten und Gesundheitswesen zuständig war, den bis dahin vom Kommissionspräsidenten verantworteten Bereich Sozialversicherung. Damit besaß das saarländische Mitglied, nachdem Rault ihm schon 1925 die Arbeitspolitik abgetreten hatte, Zugriff auf zwei entscheidende Politikfelder.

Eine »soziale Politik« als Entspannungsversuch

Der Versailler Vertrag hatte die Bedeutung der sozialen Gerechtigkeit und der Verbesserung der Arbeitsbedingungen für die Sicherung des Weltfriedens hervorgehoben. Die Vertragsparteien verabschiedeten eine Reihe von Grundsätzen, zu denen die Koalitionsfreiheit und die Begrenzung der Arbeitszeit auf täglich acht und wöchentlich 48 Stunden gehörten. Zur Verwirklichung dieser Ziele wurde die Internationale Arbeitsorganisation (IAO) ins Leben gerufen.

Wenn sich der soziale Anspruch der Friedensordnung als glaubwürdig erweisen sollte, mußte eine Völkerbundsregierung ihn



Der Präsident der Regierungskommission residierte im Kreishaus bzw. Kreisständehaus am Schloßplatz, heute Sitz des Museums für Vor- und Frühgeschichte. (Stadtarchiv Saarbrücken)

einlösen. Schon kurz nach Amtsantritt der Regierungskommission besuchten der Direktor des Internationalen Arbeitsamtes (IAA), Albert Thomas, und der Präsident des Verwaltungsrates der IAO, Arthur Fontaine, am 15. April 1920 das Saargebiet. Ob bei dieser Gelegenheit auch über eine Arbeitskammer gesprochen wurde, ist nicht bekannt, doch läßt sich annehmen, daß die Gründung von Arbeitskammern im Deutschen Reich und in Österreich sowohl in der IAO als auch im Saargebiet Beachtung fand. Jedenfalls forderte der Kreistag Saarbrücken-Land in einer Eingabe an den Völkerbund vom 9. 11. 1921 u. a. eine Arbeitskammer. Die erste bekannte Äußerung von Regierungsseite stammt aus dem folgenden Monat. Bei der Trauerfeier für die 13 Todesopfer eines Explosionsunglücks in der Dynamitfabrik Saarwellingen versprach Rault am 11. 12. 1921 die Einrichtung einer Arbeitskammer.

Im Zusammenhang mit dem Bergarbeiterstreik unternahmen Gewerkschaften und Parteien neue Anstöße in der Arbeits- und Sozialpolitik. Die Parteien bemängelten in einer Denkschrift vom 2. 6. 1923 den Stillstand auf diesem Gebiet und erinnerten an Raults Versprechen einer Arbeitskammer. Im Oktober wandten sich die Gewerkschaften an

das IAA und schickten eine Abordnung zur Internationalen Arbeitskonferenz nach Genf. Sie verlangten erneut eine Ausgestaltung des Arbeitsrechts in Anlehnung an die Weimarer Republik.

Die Internationale Arbeitskonferenz beschloß daraufhin, eine institutionelle Lösung für die Anliegen der Gewerkschaften zu suchen und zu ermitteln, wie den Grundsätzen des Völkerbundes im Saargebiet zur Geltung verholfen werden könne. Da eine Mitgliedschaft des Saargebietes in der IAO auf Bedenken des Auswärtigen Amtes in Berlin traf, das eine Anerkennung der Abtrennung befürchtete, griff Kommissionspräsident Rault eine Forderung der freien Gewerkschaften auf und schlug eine Arbeitskammer vor. Nach anfänglichen Vorbehalten sahen die freien Gewerkschaften in der Arbeitskammer jetzt ein Mittel, um arbeitsrechtliche Verbesserungen herbeizuführen und zugleich den politischen Einwänden gegen die Mitgliedschaft in der IAO zu begegnen.

Bei der ersten Sitzung der neu gebildeten Regierungskommission am 9. 4. 1924 kündigte Rault die Schaffung einer Arbeitskammer, die Begrenzung der Arbeitsdauer und eine Änderung der Streikpostenverordnung an. Eine »soziale Politik« entspreche nicht nur

den Wünschen des Völkerbundsrates, sondern könne auch das Verhältnis zur Bevölkerung verbessern.³

Paritätische Arbeitskammer gegen den Willen der Arbeitgeber

Drei Monate später beriet die Kommission am 15.7.1924 über eine Verordnung zur Gründung der Arbeitskammer. Koßmann rief in Erinnerung, daß seit über zwei Jahren von der Arbeitskammer gesprochen werde, das Thema in Begegnungen mit Gewerkschaftern im Verlauf des vergangenen Jahres mehrmals zur Sprache gekommen sei und die Arbeiterschaft eine solche Kammer erwarte. Es wurde beschlossen, die Meinung der Arbeitnehmer- und Arbeitgeberorganisationen einzuholen.

Während die Gewerkschaften, die französische Bergwerksverwaltung und die Handelskammer die Einrichtung einer Arbeitskammer begrüßten, stieß sie bei den saarländischen Arbeitgeberverbänden durchweg auf Ablehnung.⁴ Der Arbeitgeberverband für das Saargebiet und das Comité des Forges de la Sarre, die Vertretung der Eisen- und Stahlindustrie, rechneten damit, daß der Streit um die Arbeitszeit eine Zusammenarbeit innerhalb der Arbeitskammer verhindern werde. Die Vertreter der Eisen- und Stahlindustrie hielten den Zeitpunkt deswegen für »vollkommen ungünstig«: »Die Frage ist bereits verwickelt genug, als dass man sie noch einer Art Parlament unterbreiten sollte, in welcher die Arbeiter stets die Oberhand behalten werden.« Aus der Erfahrung, daß die Röchlingschen Eisen- und Stahlwerke und die französisch beherrschten Hüttenwerke unterschiedliche Ziele verfolgten und es »keine Fachsolidarität gibt, die nicht den politischen Leidenschaften ausgesetzt wäre«, fürchteten sie wohl eine Stärkung der Gewerkschaften durch die Arbeitskammer.

Der Arbeitgeberverband vertrat zudem die Ansicht, »dass für die Erstattung von Gutachten und die Vorbringung von Wünschen es einer besonderen Arbeitskammer nicht bedarf, dass diese Aufgaben vielmehr bereits heute durch die bestehenden Berufsorganisationen erfüllt werden«. Da der Arbeitgeberverband eine paritätische Zusammensetzung ablehnte, schloß die Handelskammer, daß »ein erspriessliches Zusammenarbeiten im Rahmen

der beabsichtigten Arbeitskammer nicht zu erhoffen sei«, und sprach sich für eine reine Arbeiterkammer aus.

In Anbetracht des Widerstandes von Arbeitgeberseite gab Kommissionsmitglied Lambert bei der nächsten Beratung der Regierung am 7.11.1924 zu bedenken, ob eine Arbeiterkammer, wie von der Handelskammer gefordert, nicht ein »ganz gutes Mittel darstelle, um einen Teil der Schwierigkeiten zu verhindern«. Lambert befürchtete, daß die Arbeitgeber die Mitarbeit in der Arbeitskammer verweigerten und schlug vor, erneut mit ihnen zu verhandeln. Damit rief er den Widerspruch von Kommissionspräsident Rault hervor, dem daran gelegen war, nach dem Bergarbeiterstreik die Lage zu beruhigen und sein beschädigtes Ansehen im Saargebiet und beim Völkerbund zu verbessern. Vor allem wollte er vermeiden, daß die Regierungskommission »vor der öffentlichen Meinung [als] Regierung der Unternehmer« erschien. Aus diesem Grund sei es »mehr als je zuvor notwendig, im Saargebiet eine soziale Politik zu verfolgen«.

Unterstützung fand der Kommissionspräsident bei Koßmann, der die Arbeitskammer darüber hinaus aus gesellschaftspolitischen Erwägungen als »Werkzeug des sozialen Friedens« befürwortete, eine Einstellung, die Rault teilte. Die paritätische Zusammensetzung

Die Regierungskommission 1925. Von links nach rechts: Bartholomäus Koßmann, George W. Stephens (Finanzen und Forsten), Präsident Victor Rault, Jacques Lambert (Öffentliche Arbeiten, Eisenbahn, Post), Dr. Franz Vezensky (Justiz, Unterricht und Kultur) (Landesarchiv Saarbrücken: Nachlaß Ludwig Bruch)



zung zwingt die Vertreter der Arbeiter, dem Standpunkt der Gegenseite Rechnung zu tragen und sich um Kompromisse zu bemühen. Eine reine Arbeiterkammer hingegen werde voraussichtlich für Angriffe gegen Regierung und Unternehmer verwendet. Koßmann erinnerte an den Widerstand der Unternehmer gegen Bismarcks Sozialgesetzgebung, auf die sie später nicht mehr hätten verzichten wollen. Er war sich sicher, daß sie in der Arbeitskammer mitarbeiten würden. Ebenso würden die Unternehmervvertreter im Landesrat dem Vorhaben zustimmen, da sie nicht ihr politisches Ansehen aufs Spiel setzen wollten.

Auf Vorschlag Raults entschied die Kommission, an der paritätischen Lösung festzuhalten und den Verordnungsentwurf dem Landesrat vorzulegen. Die Volksvertretung verabschiedete am 16. März eine überarbeitete Fassung. Im September legte die Regierungskommission die endgültigen Bestimmungen fest. Mit der Veröffentlichung im Amtsblatt trat die »Verordnung betr. die Errichtung einer Arbeitskammer im Saargebiet« am 29. 9. 1925 in Kraft.

Beilegung von Streitpunkten: Achtstundentag und Streikposten

In derselben Sitzung am 7. 11. 1924, in der die Regierungskommission die Arbeitskammer auf den Weg brachte, entschied sie über die Arbeitszeit. Den Anlaß gab ein Arbeitskampf bei den Röchlingschen Eisen- und Stahlwerken. Unter Hinweis auf zu hohe Lohnkosten hatte Hermann Röchling Ende August die Stilllegung der Völklinger Hütte angekündigt und die Rückkehr zum bis 1919 geltenden Zweischichtsystem mit einer täglichen Arbeitszeit von zehn Stunden oder entsprechende Lohnkürzungen verlangt. Die Aussperrung traf auf den entschiedenen Widerstand der Gewerkschaften und schuf Zwietracht innerhalb der Wirtschaftsverbände und zwischen den Parteien. Nachdem Röchling auf diese Weise für Unruhe gesorgt hatte, erließ die Regierungskommission eine Verordnung, die unter Berufung auf die Grundsätze der IAO die regelmäßige Arbeitsdauer in gewerblichen Betrieben auf täglich acht und wöchentlich 48 Stunden festsetzte. Damit war die Arbeitszeit im Saargebiet kürzer und einheitlicher geregelt als im Deutschen Reich.

Tatsächlich dürfte sich wenig geändert haben. Zum einen war der Achtstundentag in der Eisen- und Stahlindustrie und den Übertagebetrieben des Bergbaus schon durch Tarifvereinbarungen festgelegt, zum anderen galten bestehende abweichende Regelungen weiter. Zusätzlich konnte die Regierung Ausnahmen genehmigen. Die Verordnung verhinderte jedoch, daß Achtstundentag und 48-Stunden-Woche rückgängig gemacht wurden und sicherte den erreichten Zustand.

Schon zuvor hatte die Regierungskommission die umstrittene Streikpostenverordnung entschärft. Am 15. 7. 1924 erließ sie neue Vorschriften, die den britischen Richtlinien folgten. Sie blieben zwar hinter dem Rechtszustand vor der Verordnung von 1923 zurück, ließen Streikposten aber unter bestimmten Voraussetzungen zu.

Die Debatte zur Arbeitskammer im Landesrat

Die Beratung des Landesrates über die Arbeitskammer⁵ zeigt, wie die Gewerkschaftsvertreter in Zentrum und Sozialdemokratischer Partei unter Berufung auf die nationale Einigkeit die Belange ihrer Wählerschaft vertraten. Indem sie ihre Anträge auf das unter den gegebenen Umständen Erreichbare beschränkten, nahmen sie die begrenzten Möglichkeiten der Volksvertretung wahr, ohne auf ihre weiterreichenden Forderungen zu verzichten.

Peter Kiefer, Abgeordneter der Zentrums- und christlicher Gewerkschafter, bedauerte die »grundsätzliche Stellungnahme gerade der deutschen Handelskammer« gegen eine paritätisch besetzte Arbeitskammer als »psychologisch gesehen, sehr unklug«, zumal die französische Bergwerksverwaltung ihre Zustimmung erklärt hatte. »Es gab auch im Saargebiet schon Zeiten, wo gewisse Kreise es nicht ungern sahen, wenn die Vertreter der Arbeitnehmerschaft sich mit ihnen an einen Tisch setzten, um gegenüber den Übergriffen Frankreichs und den Taten der Regierungskommission die gemeinsamen Interessen des Saarvolkes und der Saarwirtschaft zu schützen.« Unter Hinweis auf den »antisozialen Geist«, der inzwischen im deutschen Wirtschaftsleben eingezogen sei, mahnte er, daß



Das Saarbrücker Rathaus, 1927. Die Arbeitskammer tagte im großen Sitzungssaal. (Stadtarchiv Saarbrücken)

die soziale Spaltung dem gemeinsamen Ziel schade.

Kiefer merkte an, daß die christliche Arbeitnehmerschaft seit Jahren eine Arbeitskammer fordere, in der die Zentrumsfraktion »den Ausdruck der im Wirtschaftsleben bitter notwendigen Gleichberechtigung« sehe. Obwohl die Regierungskommission lediglich ein weiteres begutachtendes Gremium anstrebe, spreche sich seine Fraktion für die Kammer aus, weil eine Grundlage geschaffen werde und die paritätische Zusammensetzung dem »als richtig anerkannten Gedanken der wirtschaftlichen Arbeitsgemeinschaft« entspreche. Die Arbeitskammer werde sich aber nur dann Gehör verschaffen, wenn Arbeitgeber und Arbeitnehmer einig seien.

Der sozialdemokratische Abgeordnete und Gewerkschaftssekretär Johann Hoffmann begann seinen Beitrag mit einer umfassenden Kritik der Arbeits- und Sozialpolitik der Regierungskommission, die ihrer Verpflichtung auf die Grundsätze des Völkerbundes nicht nachgekommen sei. Die neue Zusammensetzung der Regierung und der »neue Kurs in Frankreich« ließen indessen erwarten, daß »etwas Durchgreifendes im Saargebiet geschieht«. In der Ablehnung der Arbeitskammer durch Handelskammer und Arbeitgeber-

verbände sah Hoffmann »eine Schmach und eine Schande für die deutschen Arbeitgeber des Saargebietes«. Seine Begründung für eine paritätisch besetzte Arbeitskammer statt einer reinen Arbeiterkammer verdeutlicht, wie die Sozialdemokraten die Beziehungen zwischen den Sozialparteien und ihre eigenen Einflußmöglichkeiten einschätzten:

»Die Arbeiterkammer, die das Parteiorgan der Kommunisten verlangt hat, im Verein mit der Handelskammer und den Arbeitgeberverbänden, lehnen wir ab. Sie war vielleicht vor 10 oder 20 Jahren von den Gewerkschaften damals gefordert worden, weil damals andere Verhältnisse gewesen sind. Heute ist die Macht des Arbeitnehmers durch die Taktik der Gewerkschaften so gestärkt worden, daß man zusammen mit dem Arbeitgeber über Lohnfragen und Fragen des Arbeitsvertrages verhandeln kann. Das war früher nicht. In der heutigen Zeitperiode muss man deswegen auch die Arbeitskammer vertreten, weil man auch darin dem Arbeitgeber nach und nach dies oder jenes abholen kann und den Widerstand beseitigen muss, den Ausbau des Arbeitsrechtes zu sabotieren! Wir vertreten deshalb auch die Arbeitskammer, in der auch die Angestellten und Arbeitgeber vertreten sind, damit in der Arbeitskammer der Widerstand

gegen den sozialen Fortschritt gebrochen wird.«

Die Kommunisten lehnten die Arbeitskammer ebenso ab wie den Landesrat. Der Abgeordnete Heckler erklärte: »Der Landesrat hat nichts zu sagen, die Arbeitskammer hat überhaupt nichts zu sagen und stellt eine Beruhigungspille dar. [...] Der Völkerbund ist die Vereinigung der westlichen Siegerstaaten. Er hat die Aufgabe, die Interessen und Vorteile Frankreichs und Englands wahrzunehmen. [...] Das Internationale Arbeitsamt in Genf hat die Aufgabe, die Methode auszuklügeln, wie man am besten die Arbeiter ausbeutet. [...] Schon die Besetzung des Vorsitzes ... durch den früheren französischen Minister Thomas zeigt uns, daß wir nichts zu erwarten haben.«

Der Gegenentwurf der KP, der eine ausschließlich mit Arbeitnehmervertretern besetzte Arbeiterkammer mit arbeitsrechtlichen Entscheidungsbefugnissen vorsah, wurde erwartungsgemäß schon im Landesrat abschlägig beschieden.

Die Stellungnahme des Glasfabrikanten Dr. Max von Vopelius für die Deutsch-Saarländische Volkspartei bestätigte die Vermutung von Kommissionsmitglied Koßmann, daß die Arbeitgeber der Arbeitskammer letzten Endes zustimmen würden: »Ich bin mit meiner Fraktion der Ansicht, daß es nötig ist, daß nicht nur im Saargebiet, sondern in der ganzen Welt eine Verständigung zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer Platz greifen muß. ... wenn man die Presse liest, kann man oft feststellen, daß das wirtschaftliche Verständnis auf Seiten der Arbeitnehmer fehlt. [...] Dies würde sich ändern, wenn Arbeitgeber und Arbeitnehmer in paritätischer Zusammensetzung zusammenkommen würden um sich über die Lage zu unterhalten, um dadurch gegenseitig Verständnis zu finden ...«.

Die Verordnung zur Errichtung einer Arbeitskammer im Saargebiet

Der Vergleich zwischen dem Regierungsentwurf und der Verordnung⁶ belegt, daß die Parteien Zugeständnisse und wesentliche Änderungen erreichten. Da die Regierungskommission dringend einen Beitrag zur Befriedung leisten und ihre »soziale Politik« unter Beweis stellen wollte, konnte der formell

machtlose Landesrat in diesem Fall Einfluß ausüben. Davon abgesehen dürfte die Zustimmung der französischen Bergwerksverwaltung die Gründung der Arbeitskammer erst ermöglichen haben.

Mit dem Recht der Verbände, ihre Vertreter selbst zu benennen, und dem Verzicht auf die ursprünglich vorgesehene Auswahl aus drei Vorschlägen erfüllte die Regierungskommission eine entscheidende Forderung des Landesrates. Dieses Zugeständnis hatte Rault, gewissermaßen als Verhandlungsmasse, eingeplant. Ebenso entfiel das Verbot politischer Erörterungen. Auch die Möglichkeit, die Arbeitskammer aufzulösen, »sollte sie die Grenzen ihrer Befugnisse überschreiten oder zur öffentlichen Beunruhigung beitragen«, ist in der Verordnung nicht mehr enthalten. Die Angelegten wurden ausdrücklich in die Kammer einbezogen. Die Verteilung der Sitze geschah zwar nicht im Einvernehmen mit den Verbänden, wie der Landesrat verlangt hatte, die Verbände wurden aber wenigstens angehört. Kein Entgegenkommen zeigte die Regierung gegenüber dem Ansinnen, daß der Geschäftsführer auf Vorschlag der Arbeitskammer ernannt werden und nicht dem Vorstand angehören solle. Auch behielt sie sich die Festsetzung der Tagesordnung nach Anhörung des Vorstandes vor, während die Abgeordneten die Entscheidung dem Vorstand alleine übertragen wollten. Diese Bestimmungen vermitteln, ebenso wie die Ernennung des Mitarbeiterstabs der Kammer durch die Regierungskommission, den »Eindruck einer gewissen Bevormundung«⁷.

Die Arbeitskammer bestand aus je 18 Vertretern von Arbeitgebern und Arbeitnehmern, die mit ihren Stellvertretern für zwei Jahre gewählt wurden. Die Sitze der Unternehmenseite wurden auf die Wirtschaftszweige aufgeteilt, die der Arbeitnehmer nach Berufen vergeben. Die Arbeitgebervertreter gehörten, soweit sie nicht von der französischen Bergwerksverwaltung entsandt wurden, der Vereinigung saarländischer Unternehmerverbände an. Auf der Arbeitnehmerseite erhielten die freien Gewerkschaften neun Mandate, die christlichen sechs. Je ein Sitz fiel an die jeweiligen Angestelltenorganisationen. Einen Arbeitnehmervertreter stellten die liberalen Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine. Der Vorsitz wechselte halbjährlich zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern. Die Arbeitskammer

tagte unter Ausschluß der Öffentlichkeit, der Vorstand unterrichtete die Presse über ihre Beratungen. Die Regierungskommission ließ sich von einem Staatskommissar vertreten.

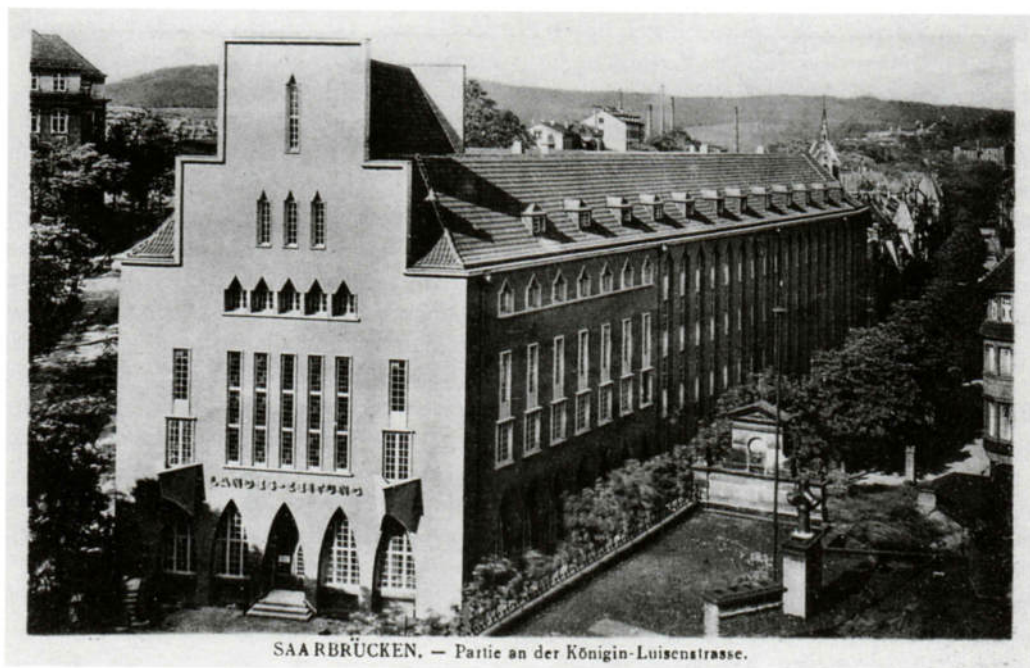
Die Zuständigkeit der Arbeitskammer umfaßte arbeits- und sozialrechtliche Fragen, das berufliche Bildungswesen und die allgemeinen Lebensumstände der arbeitenden Bevölkerung. Die Regierung verpflichtete sich, die einschlägigen Verordnungen zur Begutachtung vorzulegen. Außerdem durfte die Kammer der Regierung »Wünsche« unterbreiten und mit dem Einverständnis der für Arbeitswesen und Wirtschaft zuständigen Kommissionsmitglieder Umfragen und Erhebungen zu den wirtschaftlichen Verhältnissen, über Einkommen, Lebenshaltungskosten und Arbeitszeit vornehmen. Bei Gutachten und Wünschen waren auch die Minderheitsvoten mitzuteilen. Zur »Erledigung besonderer Aufgaben« konnten Fachausschüsse gebildet und Sachverständige herangezogen werden, was die Möglichkeit bot, den Gutachten größere Objektivität und damit einen stärkeren Nachdruck zu verleihen.

Für die Angehörigen der Berufsorganisationen richtete die Kammer eine Bücherei ein, in der die Veröffentlichungen des IAA und »von dem Vorstand der Kammer für geeignet er-

achtete Schriftwerke« gesammelt wurden, ein Vorläufer des Dokumentationszentrums der heutigen Arbeitskammer. In einer Zeit, in der sich zu informieren weitaus schwieriger war als heute und die Anschaffung von Literatur größere Kosten verursachte, dürfte die Bücherei es vor allem den Arbeitnehmervertretern erleichtert haben, sich mit den betreffenden Gegenständen vertraut zu machen. Des weiteren wurde eine Liste der Tarifabschlüsse geführt. Bücherei und Sekretariat der Arbeitskammer unterstanden dem von der Regierungskommission ernannten Geschäftsführer.

Anders als im Saargebiet war es den Arbeitnehmerkammern in Bremen, Österreich und Luxemburg möglich, von sich aus Gutachten und Stellungnahmen abzugeben. In Bremen besaßen sie Rederecht in der Bürgerschaft und konnten Maßnahmen, die sie für notwendig hielten, bei den Behörden beantragen. Die Finanzierung über Beiträge, Haushaltshoheit und das Recht, Personal einzustellen, verliehen diesen Kammern eine Selbständigkeit, die der Arbeitskammer des Saargebietes fehlte. Alle drei Länder hatten sich für reine Arbeitnehmerkammern entschieden. Der soziale Ausgleich, der im Saargebiet über die Zusammenarbeit der Sozialparteien innerhalb der Arbeitskammer angestrebt wurde, soll-

Die Landes-Zeitung, hier das Redaktions- und Verlagsgebäude in der Königin-Luisen-Straße (heute Ursulinenstraße), war das Presseorgan der Zentrumsparlei. (Stadtarchiv Saarbrücken)



SAARBRÜCKEN. — Partie an der Königin-Luisenstrasse.



Saarbrücken, Bahnhofstraße, 1926. Links zweigt die Reichsstraße ab. Während der Völkerbundsregierung gab das Saargebiet eigene Briefmarken heraus. (Stadtarchiv Saarbrücken)

te sich dort durch die Abstimmung mit den Kammern der Unternehmenseite einstellen.⁸

Die Beschränkung der politischen Teilhabe auf Anhörung entsprach den Vorgaben des Versailler Vertrages. Sie sahen zwar eine Regierung zum Wohle des Volkes vor, sprachen die Entscheidungsgewalt aber der Regierungskommission zu, die dem Völkerbund und nicht den Vertretern der einheimischen Bevölkerung verantwortlich war. Die Verwaltung in fremdem Auftrag prägte die Völkerbundsherrschaft und fand ihren deutlichsten Ausdruck in den begrenzten Rechten des Landesrates. Es erstaunt nicht, daß diese Art der Regierung, selbst wenn sie wohlwollend zu handeln meinte und dies bisweilen auch tat, als undemokratisch und von außen aufgezwungen empfunden wurde.

Begrenzte Erwartungen: Stimmen zur Gründung der Arbeitskammer

Anläßlich der Errichtung der Arbeitskammer beanstandete die *Saarbrücker Landes-Zeitung*, die Zeitung der Zentrumspartei, die geringen Befugnisse und die Abhängigkeit von der Regierung und forderte im Gegenzug die Übertragung der deutschen Arbeitsgesetzgebung

auf das Saargebiet. Die Freien Gewerkschaften sahen bei ebenfalls grundsätzlicher Kritik an fehlender Selbständigkeit und unzureichenden Rechten dennoch Sinn in einer Beteiligung. Die *Saarbrücker Zeitung* meinte: »Das ideale Ziel der Arbeitskammer müßte eine Überbrückung des Klassenkampfes sein. Aber man wird sich schon damit begnügen müssen, die bestehenden Gegensätze zwischen Unternehmertum und Arbeitern zu lindern.«⁹

Die Arbeitgeber wollten die Arbeitskammer, die sie zuvor abgelehnt hatten, ebenfalls nutzen. So befand die Handelskammer im Oktober 1925: »Nachdem nun aber die Arbeitskammer trotz der geäußerten Bedenken ins Leben gerufen sei, müsse es die Aufgabe des Unternehmertums sein, in bereitwilliger Mitarbeit die Arbeiten der neuen Einrichtung zu fördern und mit allen Mitteln zu versuchen, die neue Einrichtung den gemeinsamen Interessen der gesamten Wirtschaft, der Arbeitgeber- und Arbeitnehmerschaft nutzbar zu machen.«¹⁰

Die Entsendung ihrer führenden Vertreter deutet darauf hin, daß sowohl freie und christliche Gewerkschaften als auch die Arbeitgeberverbände der neuen Einrichtung sehr wohl Bedeutung beimaßen.¹¹

Die Christlichen Gewerkschaften sahen ihre Bedenken am Ende des Jahrzehnts bestätigt. In ihrem Bericht über das Jahr 1928 schrieben sie: »Um der Welt eine Saargebiets-Sozialpolitik vorzutauschen, schuf man eine paritätische Arbeitskammer, die ebenso fruchtlos wie der Landesrat Gutachten abgeben darf. Nicht ein einziges nennenswertes Gutachten der dreijährigen Kammertätigkeit, selbst bei einmütiger Verabschiedung, ist Gesetz geworden.«¹² Ähnlich urteilte Otto Bork 1930 in seiner Dissertation über die Großeisenindustrie des Saargebietes: »Man kann ... einen praktischen Erfolg der Tätigkeit der Arbeitskammer bisher nicht verzeichnen. Es blieb immer nur bei Beratungen und Vorschlägen, zu deren Ausführung die Regierungskommission meistens nicht schritt.«¹³

Außer der Niederschrift einer Vollversammlung am 3.5.1929 sind keine Unterlagen über die Verhandlungen der Arbeitskammer erhalten. Ihre Gutachten finden sich in den Anlagen zu den Sitzungsprotokollen der Regierungskommission, sofern diese sich damit beschäftigte. Hinweise liefert ferner die Berichterstattung in der Presse. Die Jahresberichte von Bartholomäus Koßmanns Abteilung führen die Tagesordnungspunkte der Arbeitskammer und die Wünsche der Arbeitnehmer auf und geben zum Teil auch den Stand der

Beratung wieder. Schließlich vermitteln die im Amtsblatt veröffentlichten Verordnungen und die Berichte der Kommission an den Völkerbundsrat ein Bild ihrer Arbeits- und Sozialpolitik, das sich sowohl mit den Gutachten der Kammer als auch mit den Forderungen von Parteien und Gewerkschaften vergleichen läßt. Bevor versucht wird, eine Bilanz zu ziehen, soll ein Blick auf die Tagung im Mai 1929 geworfen werden.

Arbeitszeiten, Kündigungsschutz und Arbeitsgerichtsbarkeit: Themen der Arbeitskammer im Mai 1929

Im Mittelpunkt der Vollversammlung am 3. Mai 1929 stand die Nacht- und Sonntagsarbeit in Bäckereien. Die Gewerkschaften drangen auf ein Verbot, die Großbäckereien forderten die Zulassung des Dreischichtbetriebs und räumten nur die Sonntagsruhe ein. Bäckerinnungen und Handwerkskammer hatten sich zunächst für ein Verbot ausgesprochen, die Innungen waren sich dann aber nicht mehr einig, worauf auch die Handwerkskammer Einwände vorbrachte. Jean Morize, in der Regierungskommission für Wirtschaft zuständig, verlangte, daß Großbäckereien ausgenommen würden, weil sie den für die

Der Hauptbahnhof in Saarbrücken, 1930. (Stadtarchiv Saarbrücken)





Die Bergwerksdirektion in Saarbrücken. Aus Anlaß des französischen Nationalfeiertags schmückte die französische Bergwerksverwaltung ihr Dienstgebäude mit der Trikolore. (Landesarchiv Saarbrücken)

Arbeiterbevölkerung wichtigen Brotpreis beeinflussen. Die Regierungskommission beauftragte die Arbeitskammer, in einem Gutachten insbesondere die Auswirkungen auf die Brotpreise zu klären.

Anfragen bei Handels- und Handwerkskammern und Arbeitnehmerorganisationen besonders in Grenzgebieten des Deutschen Reiches ergaben, daß für Großbetriebe, die bisher in drei Schichten arbeiteten, mit einer geringen Preissteigerung gerechnet werden mußte. Bei Bäckereien mit Ein- oder Zweischichtbetrieb trat keine Änderung ein, da sich dort die Nachtruhe nur verschob. In allen handwerksmäßigen Bäckereien war wegen der geringeren Ausgaben für Beleuchtung sogar eine Verminderung der Herstellungskosten vorauszusehen. In der Arbeitskammer »stellte sich die überwiegende Mehrheit der Arbeitgeber und Arbeitnehmer auf den Standpunkt, dass die Einführung eines Nachtbackverbotes eine Notwendigkeit bedeute und keine weiteren Schwierigkeiten in Handel und in Bäckereibetrieben hervorrufen werde«.¹⁴

Während sich Koßmanns Abteilung für das Nacht- und Sonntagsbackverbot aussprach, gestand Morize zwar »grundsätzlich«

die Sonntagsruhe zu, lehnte eine Untersagung der Nachtarbeit aber weiter ab. Er wiederholte seine Befürchtung, daß der Brotpreis steigen werde und sah die kleinen Bäckereien in ihrer Existenz bedroht. Außerdem verstehe er nicht, weshalb die Nachtarbeit für Bäcker verboten werden solle, während sie z. B. für Zeitungsdrucker erlaubt bleibe. Koßmann bemerkte, daß es sich um eine alte Forderung der Sozialdemokraten handle, deren Zeitung nicht nachts, sondern morgens gedruckt werde, und gab sich »vorläufig« damit zufrieden, nur die Sonntagsarbeit zu verbieten.¹⁵ Der Verordnungsentwurf wurde dem Landesrat zur Begutachtung vorgelegt, erlangte freilich keine Gültigkeit, da die Regierungskommission im November 1932 die Angelegenheit »auf Grund der wirtschaftlichen Umstände« vertagte.¹⁶

Auch eine Arbeitszeitregelung in den Thomasschlackenmühlen und die Arbeitsgerichtsbarkeit, zwei weitere Gegenstände, worüber die Arbeitskammer 1929 beriet, wurden von der Regierungskommission nicht verwirklicht. Die Arbeitsgerichtsbarkeit oblag im Deutschen Reich ab 1890 den Gewerbe- und Kaufmannsgerichten. Das Arbeitsgerichtsgesetz

der Weimarer Republik von 1926 schuf eigene Arbeitsgerichte, faßte die Zuständigkeiten für Arbeiter und Angestellte zusammen und enthielt mit der Zulassungsrevision und dem arbeitsgerichtlichen Beschlußverfahren zwei richtungsweisende Neuerungen.

Nachdem sie sich für die Übertragung des deutschen Gesetzes auf das Saargebiet ausgesprochen hatte, bat die Arbeitskammer im Mai 1929, das Verfahren zu beschleunigen. Der anwesende Staatskommissar berichtete, daß die Justizabteilung an einem Gutachten arbeite. Dabei blieb es. Mehr Erfolg hatte die Arbeitskammer beim Kündigungsschutz für Angestellte. Hier folgte die Regierungskommission dem gegen die Stimmen der Bergwerksvertreter verabschiedeten Vorschlag, das entsprechende Reichsgesetz zu übernehmen.

Betriebsräte, Arbeitslosenversicherung und andere »Wünsche« der Arbeitnehmer

Schon in der Eröffnungssitzung der Arbeitskammer hatten die freien Gewerkschaften die Anwendung des deutschen Betriebsrätegesetzes gefordert. 1928 bat der Vorstand der Arbeitskammer die Regierungskommission, das Arbeiterausschußwesen auf die Tagesordnung zu setzen. Auf Betreiben der Arbeitnehmerseite wurde der Antrag im Mai 1929 wiederholt. Während sich die Vertreter der Bergwerksdirektion der Stimme enthielten, erklärte Arbeitgebervertreter Teßmar, daß auch er eine Neuregelung für notwendig halte. Zwei Jahre später ersuchten die Arbeitnehmer die Regierungskommission erneut, »im Saargebiet das Betriebsrätegesetz einzuführen«.¹⁷

Zu den vordringlichen arbeits- und sozialpolitischen Aufgaben gehörten seit Kriegsende die Unterstützung von Arbeitslosen und Kurzarbeitern und die Arbeitsvermittlung. In Verbindung mit der Demobilisierung verpflichtete die Reichsregierung die Gemeinden, eine Erwerbslosenhilfe einzurichten. Reich und Länder ersetzten 5/6 der Ausgaben, den Rest mußten die Gemeinden selbst aufbringen. Ab 1924 wurden zusätzlich Beiträge von Arbeitgebern und Arbeitnehmern erhoben. Eine neue Grundlage entstand 1927 mit der staatlichen Arbeitslosenversicherung. Arbeitslose besaßen jetzt einen Rechtsanspruch auf Leistungen, unabhängig von der Bedürftigkeit.

Die Finanzierung über Beiträge entlastete die Gemeinden. Mit der Trägerschaft wurde eine eigene Reichsanstalt betraut, die auch die Arbeitsvermittlung übernahm.

Im Saargebiet setzten sich politische Parteien und Gewerkschaften ebenfalls für eine Arbeitslosenversicherung ein. In der Sitzung am 3. Mai 1929 stimmte die Arbeitskammer einstimmig einem Antrag der Gewerkschaften zu, der die Regierung aufforderte, einen Verordnungsentwurf vorzulegen.

Statt der beitragsfinanzierten Arbeitslosenversicherung beschloß die Regierungskommission eine Neuregelung der Erwerbslosenfürsorge, die 1930 in Kraft trat und die Reichsverordnung von 1918 ablöste. Diese war auf das Saargebiet übertragen und in Anlehnung an die Veränderungen im Deutschen Reich ergänzt worden, ohne die Teilfinanzierung durch Beiträge zu übernehmen. Mit der Neuordnung wurden öffentliche Arbeitsnachweise bei den Gemeinden bzw. Gemeindeverbänden eingerichtet und dem Arbeitsamt die Aufgaben einer Aufsichts- und Beschwerdestelle zugewiesen. Bis dahin hatten, ohne gesetzliche Grundlage, sowohl öffentliche Arbeitsnachweise bei größeren Städten bzw. Bürgermeisterieverwaltungen und Kreisen als auch private Vermittler die Stellenvermittlung ausgeübt. Die Unterstützungsdauer wurde auf 26 Wochen festgelegt, konnte je nach Arbeitsmarktlage aber verkürzt oder verlängert werden. Schon im September 1928 richtete die Regierungskommission die sogenannte produktive Erwerbslosenfürsorge ein, die Gemeinden und Gemeindeverbänden Zuschüsse zu Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen für unterstützte Erwerbslose gewährte.

Im Hinblick auf die anhaltende Arbeitslosigkeit und zur Entlastung der Gemeinden, die die Arbeitslosen nach Ablauf des Unterhaltsanspruchs aus ihrem »Wohlfahrtsetat« unterstützen mußten, wurde 1933 die zeitliche Beschränkung der Erwerbslosenhilfe aufgehoben. Eine Befristung war weiter möglich, wenn erwartet werden konnte, daß der Erwerbslose durch eigene Bemühungen Arbeit findet. Die Erwerbslosenfürsorge stand mehrfach auf der Tagesordnung der Arbeitskammer, den Verordnungen von 1930 und 1933 gingen Gutachten voraus.

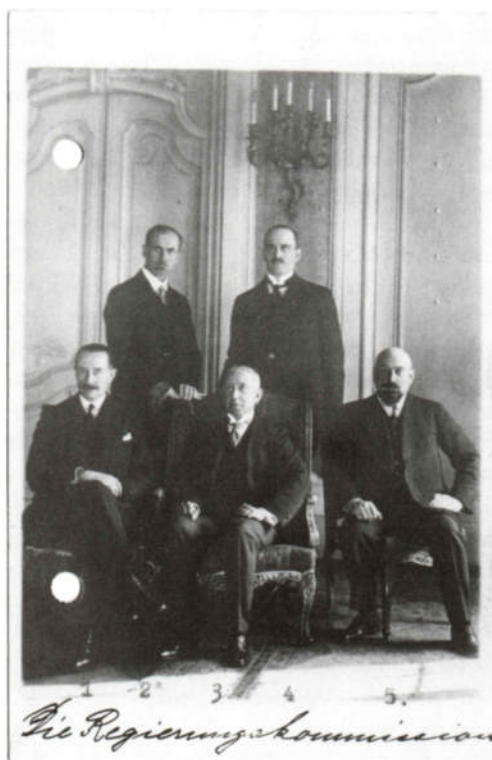
Arbeits- und Sozialpolitik in Zeiten der Wirtschaftskrise

Zwischen 1928 und 1932 stieg die Zahl der Arbeitslosen im Saargebiet von 3871 auf 41 439, die Arbeitslosenziffer von 2,04 % auf 30,13 %. Die Kurzarbeit nahm ebenfalls zu, vor allem im Bergbau.¹⁸ In den Anträgen der Arbeitnehmervertreter der Arbeitskammer nahmen die Erwerbslosenunterstützung und die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit ab 1930 einen breiten Raum ein. Während sie wiederholt die Anhebung der Unterstützungssätze bzw. die Zurücknahme von Verschlechterungen verlangten, baute die Regierungskommission in dem Maße, wie sich die Krise verschärfte und den Haushalt belastete, die Leistungen ab.

Das IAA gehörte zu den Befürwortern einer aktiven staatlichen Wirtschaftspolitik. Auf der Grundlage von Forschungen zu den Auswirkungen öffentlicher Arbeiten sprach es sich 1931 gegen reine Beschäftigungsmaßnahmen aus und empfahl stattdessen die Vorwegnahme notwendiger Arbeiten. Die Arbeitskräfte sollten auf dem Arbeitsmarkt angeworben, wie üblich bezahlt und fest angestellt werden.¹⁹

Auf Forderungen von Gewerkschaften und Parteien hin und unter Bezugnahme auf die Empfehlungen des IAA prüfte die Regierungskommission Möglichkeit und Nutzen öffentlicher Arbeiten für das Saargebiet. Da schon die Arbeitsbeschaffung für die Hälfte der Arbeitslosen die finanziellen Reserven überstiegen hätte und »bei der jetzigen Lage im Saargebiet eine Anleihe zur Ausführung öffentlicher Arbeiten«²⁰ aussichtslos schien, folgte sie, daß ein entsprechendes Programm nicht durchzuführen sei.

Auch war nach Einschätzung der Regierungskommission von öffentlichen Arbeiten keine Lösung des Problems der Arbeitslosigkeit zu erwarten. Die beiden in der öffentlichen Debatte genannten Großprojekte, der Bau einer Eisenbahnlinie durch das Ostertal und die Begradigung der Blies, hätten nur knapp 1000 Arbeitsplätze geschaffen. Auch der Bau von Straßen und Wohnungen versprach nach starker Förderung in den vergangenen Jahren keine größeren Beschäftigungswirkungen mehr. Die ebenfalls in Erwägung gezogene Förderung des vorzeitigen Ruhestandes scheiterte an der finanziellen Lage der Versicherungen.



Die Regierungskommission im März 1928. Von links nach rechts, sitzend Lambert, Sir Ernest Wilton (Präsident 1927–32), Koßmann, stehend Jean Morize, der Nachfolger Raults als Vertreter Frankreichs (Finanzen, Wirtschaft, Oberbergamt), und Vezensky. (Landesarchiv Saarbrücken)

Was blieb, waren Einsparungen und Versuche, die Wirksamkeit des Sozialsystems zu erhöhen. Gesetzgebung, Ausführungsbestimmungen und Gewährungspraxis der Erwerbslosenhilfe wurden überprüft. Um den finanziellen Belastungen durch die Krise Rechnung zu tragen, erhöhte die Regierung 1932 die Steuern und kürzte Gehälter und Pensionen; Schritte, die im Gegensatz zu den Forderungen der IAO nach konjunkturbelebenden Maßnahmen standen und zur weiteren Verschlechterung der Wirtschaftslage beigetragen haben dürften. Immerhin hielt sie an der »produktiven Erwerbslosenfürsorge« und im Rahmen ihrer Möglichkeiten auch an der Wohnungsbauförderung fest, was in bescheidenem Umfang der Arbeitslosigkeit entgegentwirkte.

Kein praktischer Erfolg? Versuch einer Bilanz

Zwischen 1926 und 1933 beriet die Arbeitskammer über 27 Themen, wobei die Jahresberichte der Regierung nicht durchgängig erkennen lassen, ob ein Auftrag für ein Gutachten vorlag. Allem Anschein nach konnten sich Arbeitnehmer und Arbeitgeber fast immer einigen. Nur über die Ladenschlußzeiten wurden zwei unterschiedliche Gutachten verfaßt. Zum Arbeiterausschußwesen legte in der Arbeitsrechtskommission der Kammer jede Seite einen eigenen Entwurf vor; mangels Auftrag kam es nicht zur Beratung im Plenum. Gegensätzliche Ansichten innerhalb beider Lager bestanden zum Religionsunterricht an Berufsschulen. Während sich die christlichen Gewerkschaften gemeinsam mit einem Teil der Arbeitgeber für obligatorische Religionsstunden einsetzten, sprachen sich die freien Gewerkschaften und die französische Bergwerksverwaltung dagegen aus.

Die umfangreiche Liste von Anträgen und Ersuchen der Arbeitnehmervertreter zeigt, daß die Gewerkschaften die Arbeitskammer ausgiebig nutzten, um Regierungskommission und Arbeitgebern ihre Forderungen vorzulegen. Es entsteht der Eindruck, daß sie sich an der Arbeit der Kammer stärker beteiligten als die Arbeitgeberverbände, denen v. a. mit der Handelskammer ein wirksames Vertretungsorgan zur Verfügung stand.

Inwiefern berücksichtigte die Regierungskommission die Vorschläge der Arbeitskammer? Von 19 nachweisbaren Gutachten mündeten 13 in Verordnungen. Dazu gehörten die Verpflichtung zur Beschäftigung Schwerbeschädigter, die Arbeitsvermittlung, Berufsschulpflicht, Verlängerung der Arbeitszeitbestimmungen für Arbeiterinnen und Jugendliche in gewerblichen Betrieben und die Erwerbslosenfürsorge. In fünf Fällen griff die Regierung Wünsche der Arbeitnehmer auf und forderte Gutachten an. Davon erfuhren die Ladenschlußzeiten, der Kündigungsschutz für Angestellte und das Tarifwesen eine rechtliche Regelung. Sechs Gutachten der Arbeitskammer schlugen sich in keiner Verordnung nieder. Sie betrafen, außer den im Zusammenhang mit der Sitzung im Mai 1929 genannten Gegenständen, die Ergänzung der Arbeitszeitverordnung, die Ausdehnung der Gewerbeaufsicht auf den Handel und eine Urlaubs-

regelung für Jugendliche. Die Arbeitskammer beklagte verschiedentlich, daß ihre Gutachten und Anregungen nicht beachtet würden.

Soweit es sich überprüfen läßt, griff die Regierungskommission, falls es zu einer Verordnung kam, auf die Gutachten der Arbeitskammer zurück, was nicht heißt, daß sie ihren Vorschlägen uneingeschränkt folgte. Die Verordnungen über Erwerbslosenfürsorge, Arbeitsnachweise und Kündigungsschutz für Angestellte stimmen weitgehend mit den Gutachten überein, die sich an die deutschen Bestimmungen anlehnten. Bei den Ladenschlußzeiten entschied sich die Regierung für einen Kompromiß zwischen den Auffassungen der Sozialparteien. Für die Berufsschulen beantragten die freien Gewerkschaften vergeblich die Aufnahme von Schülervertretern in die Schulausschüsse, unentgeltliche Lehrmittel und den Verzicht auf Schulgeld bei hauswirtschaftlichen Schulen, erreichten aber, daß auch in Werkschulen Schulausschüsse eingerichtet wurden. Auch sah die endgültige Fassung nur noch ein »mäßiges« Schulgeld vor.

Die Ergebnisse der Arbeitskammer müssen vor dem Hintergrund der Arbeits- und Sozialpolitik der Völkerbundsverwaltung beurteilt werden. Um die Einflußmöglichkeiten der Kammer – über die formellen Vorgaben hinaus – einzuschätzen, sind die Rahmenbedingungen des Regierungshandelns und die Entscheidungsfindung in der Kommission zu berücksichtigen.



Der letzte Präsident der Regierungskommission, Sir Geoffrey George Knox, beim Verlassen seines Amtssitzes am Schloßplatz in Saarbrücken am 28. 2. 1935. Die Regierungskommission übertrug die Regierungsgewalt am Tag vor der Rückgliederung der Dreierkommission des Völkerbundes, die sie an Hitlers Innenminister Frick weiterreichte. (Stadtarchiv Saarbrücken: Nachlaß Mittelstaedt)



Kommissionspräsident Sir Geoffrey George Knox auf dem Saarbrücker Hauptbahnhof bei der Abreise aus dem Saargebiet. Links Kommissionsmitglied Morize, rechts General John Brind, Oberbefehlshaber der Abstimmungstruppen. Der Abschied dürfte Knox, einem britischen Diplomaten, nicht schwergefallen sein, nachdem er wegen seiner Maßnahmen zur Sicherung der öffentlichen Ordnung aus Kreisen der Deutschen Front massiv angegriffen worden war. (Landesarchiv Saarbrücken: Nachlaß Ludwig Bruch)

Was die Leistungen der Sozialversicherung betrifft, konnten die Gewerkschaften ihre Ziele erreichen, wenn auch mit Verzögerungen. In der Heidelberger Abrede vom Oktober 1927 kamen Regierungskommission und Reichsregierung überein, daß das Deutsche Reich Zuschüsse an die saarländischen Versicherungen leistete. Auch die Knappschaftspensionen wurden einbezogen. Die Einigung ermöglichte eine Anhebung der Leistungen und bewirkte eine Angleichung an die deutsche Gesetzgebung. Andererseits führten die Bindung an die deutsche Sozialversicherung und die Abhängigkeit von finanziellen Zuwendungen aus Berlin dazu, daß in der Wirtschaftskrise die Kürzung der Sozialleistungen durch die Notverordnungen der Reichsregierung auch das Saargebiet traf.

Im Arbeitsrecht blieb die Anpassung unvollständig, wobei die Bergwerksdirektion ohnehin eine Sonderstellung genoß. Während die Tarifvereinbarungen auch ohne gesetzliche Absicherung gewöhnlich eingehalten wurden – bevor die Regierung die Allgemeinverbindlichkeit noch 1934 in einer Verordnung

festlegte – und die Forderung nach einer obligatorischen Schlichtung in dem Maße an Bedeutung verlor, wie die Schlichtungsausschüsse erfolgreich vermittelten, bedeutete die Verweigerung des Betriebsrätegesetzes einen deutlichen Rückstand gegenüber der Weimarer Republik. Auch eine Arbeitslosenversicherung nach deutschem Vorbild kam nicht zustande.

Im Fall des Betriebsrätegesetzes erwies sich die französische Bergwerksverwaltung als entscheidendes Hindernis. Als sich Koßmann 1929 für eine gesetzliche Regelung einsetzte, erhob Kommissionsmitglied Morize Einwände. Der Bericht eines Ausschusses, der sich um eine Lösung bemühen sollte, wurde nicht mehr verhandelt. Die Arbeitslosenversicherung lehnte die Regierungskommission ab, weil sie der saarländischen Wirtschaft keine weiteren Sozialabgaben auferlegen wollte und die Risikoverteilung aufgrund der einseitigen Berufsstruktur des Saargebietes für unzureichend hielt.

Die Regierungskommission fällt ihre Beschlüsse durch Mehrheitsentscheid. Zu stritti-

gen Fragen wurden häufig Kompromisse geschlossen. Für Koßmanns Abteilung erfüllte die Arbeitskammer einen doppelten Zweck. Zum einen arbeitete sie ihr mit ihren Gutachten zu. Zum anderen bediente sich Koßmann der Kammer, um seinen Anliegen Nachdruck zu verleihen. Bei der Berufsschulpflicht drängte er mit der Begründung, daß die Arbeitskammer eine »sehr vollständige, sehr ausführliche und sehr praktische« Meinung abgegeben habe, auf eine Entscheidung: »Es ist unmöglich, dass die Regierungskommission den Anschein erweckt, sie übergehe die von der Arbeitskammer vorgebrachten Wünsche.«²¹ Seinen Vorstoß für die Verabschiedung der Tarifrechtsverordnung kurz vor dem Ende des Völkerbundsmandats bekräftigte er mit der einstimmigen Stellungnahme der Arbeitskammer.

Arbeitsrechtliche Fragen wurden wiederholt vertagt und des öfteren nicht entschieden. Abgesehen von politischen und wirtschaftlichen Erwägungen deuten die Sitzungsprotokolle darauf hin, daß den fünf Kommissionsmitgliedern angesichts kurzfristig zu lösender Aufgaben für grundlegende Entscheidungen die Zeit fehlte. Das gilt verstärkt ab Anfang der dreißiger Jahre, als der Versuch, die Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise zu meistern, andere Vorhaben zurückdrängte. Vor der Abstimmung über die Rückgliederung und angesichts der mit dem Aufschwung der Nationalsozialisten ab 1932 um sich greifenden Verunglimpfungen, Drohungen und Gewaltanwendungen nahm das Bemühen, »Ruhe und Ordnung« im Saargebiet zu wahren und die Voraussetzungen für einen reibungslosen Verlauf der Abstimmung zu sichern, ihre Kräfte zusätzlich in Anspruch.

Die Mitschrift einer Sitzung der Regierungskommission gegen Ende ihres Mandats verdeutlicht, wie sie das Wirken der Arbeitskammer und ihren eigenen Beitrag zur arbeitsrechtlichen Entwicklung im Saargebiet bewertete. Anfang 1934 räumte Bartholomäus Koßmann ein, »dass die Regierungskommission nur über wenig Zeit verfüge, um tiefgreifende Änderungen der Arbeitsgesetzgebung in Angriff zu nehmen«. Dennoch halte er es für notwendig, »es den interessierten Kreisen der Arbeitskammer zu überlassen, ihre Meinung mitzuteilen«. Jean Morize sah sich »verpflichtet, die nützliche Rolle der Arbeitskammer im Saargebiet anzuerkennen. Es ist sicher,

dass es im Laufe der letzten Jahre viel weniger Arbeitskonflikte gegeben hat als in der Zeit zu Anfang der Regierungskommission. Die Erfahrung, die auf diesem Gebiet gemacht wurde, ist voll und ganz befriedigend.«²²

Unter dem wenig demokratischen Völkerbundsregime, das selbst nur über eingeschränkte Gestaltungsmöglichkeiten verfügte, waren entscheidende arbeitspolitische Fortschritte nicht zu erzielen. In diesem begrenzten Rahmen machten v.a. die Gewerkschaften von der Arbeitskammer Gebrauch und trugen damit, auch wenn ihre weiterreichenden Forderungen unerfüllt und etliche Gutachten ohne Folgen blieben, zur Verbesserung der Lebens- und Arbeitsbedingungen der Lohnabhängigen bei. Die Mitarbeit in der Arbeitskammer ergänzte andere Möglichkeiten der Interessenvertretung: im Landesrat, über Öffentlichkeitsarbeit, mittels Eingaben an den Völkerbund und die Internationale Arbeitsorganisation und durch Verbindungen zur Reichsregierung.

Mit der Rückgliederung des Saargebietes endete das Experiment Arbeitskammer. Der nationalsozialistische Staat bot keinen Platz für gewählte Vertretungsorgane. Schon 1933 hatte die Regierungskommission in einem Schritt des politischen Opportunismus »infolge der staatspolitischen Umstellung in Deutschland ... das Schrifttum der Gewerkschaften«²³ aus der Bücherei der Arbeitskammer entfernen lassen.

Anmerkungen

Der Beitrag entstand in Zusammenhang mit der Erschließung und Auswertung von Nachlässen im Dokumentationszentrum der Arbeitskammer des Saarlandes.

Um die Lesbarkeit zu erleichtern, wird ggf. auf die zusätzliche Nennung der weiblichen Form verzichtet. Frauen sind in diesem Fall vom Sinn her einbegriffen.

- 1 Vgl. Maria Zenner, *Parteien und Politik im Saargebiet unter dem Völkerbundsregime 1920–1935*, Saarbrücken: Minerva 1966, insb. S. 39–87; zu Arbeitsrecht und Sozialpolitik siehe ebd., S. 116–132 und Otto Borck, *Die Großeisenindustrie des Saargebietes unter besonderer Berücksichtigung der Lohn- und Arbeitsverhältnisse in der Nachkriegszeit* (Diss. Frankfurt am Main), Leipzig: Noske 1930, S. 63–71, S. 110–118.
- 2 Versailler Vertrag vom 28. Juni 1919. Die Bestimmungen über das Saargebiet sind in Teil III, Abschnitt IV, Artikel 45 bis 50 niedergelegt, ergänzt durch eine Anlage als, laut Art. 50, »untrennbarer Bestandteil« des Vertrags. Die zitierten Stellen befinden sich in der Anlage.
- 3 Die Beratungen der Regierungskommission sind wiedergegeben in: Landesarchiv Saarbrücken, Bestand Nachlaß Koßmann, 1920–35: Sitzungsprotokolle der Regierungskommission (Procès Verbaux). Die Zitate wurden aus dem Französischen übersetzt. Ein zusätzlicher Nachweis (Sitzungsprotokolle, Regierungskommission) erfolgt nur, wo das Datum der Sitzung nicht aus dem Text hervorgeht.
- 4 Archiv der Vereinten Nationen, S.D.N. C 306 A 8_1924. Darin die im Text zitierten Stellungnahmen.
- 5 Landesarchiv des Saarlandes, Bestand Landesrat: Sitzungsprotokolle, Band 4/1925, S. 3–25 (160–182).
- 6 Verordnung betr. die Errichtung einer Arbeitskammer im Saargebiet vom 18.9.1925, in: *Amtsblatt der Regierungskommission des Saargebietes* 1925, S. 242f. Der Entwurf findet sich im Archiv der Vereinten Nationen, S.D.N. C 306 A 8_1924 (deutscher Text, Art. 8 und 9 fehlen) und C 338/33 (französischer Text).
- 7 Otto Borck, *Die Großeisenindustrie des Saargebietes* ..., S. 70.
- 8 Zu den Arbeitnehmerkammern in Bremen, Luxemburg und Österreich siehe Jürgen Peters, *Arbeitnehmerkammern in der BRD?*, München: Olzog 1973.
- 9 *Saarbrücker Zeitung* vom 26.10.1925; vgl. ebd., 2.3.1926; siehe auch *Saarbrücker Landes-Zeitung* vom 4.10.1925 und *Volksstimme. Organ der Sozialdemokratischen Partei für das Saargebiet* vom 8.10.1925.
- 10 Niederschrift über die vierte Vollsitzung der Handelskammer am 21. Oktober 1925, zitiert nach *Saarwirtschaftszeitung* Nr. 45, 30. Jg., 5.11.1925, S. 794.
- 11 In der zweiten Mandatsperiode 1928–30 gehörten der Arbeitskammer als Arbeitnehmervertreter u.a. an: Fritz Dobisch, ab 1920 Bezirksleiter des Verbands der Fabrikarbeiter Deutschlands, 1928–35 Vorsitzender des ADGB Saar; Peter Kiefer, Gewerkschaftssekretär des Gewerkvereins christlicher Bergarbeiter, seit 1922 Zentrumsabgeordneter im Landesrat; Karl Hillenbrand, Landessekretär des Gewerkvereins christlicher Bergarbeiter und Zentrums-Abgeordneter im Landesrat, nach dem Zweiten Weltkrieg Generalsekretär der christlichen Gewerkschaften im Saarland; Julius Schwarz, Gewerkschaftssekretär des Verbands der Bergarbeiter Deutschlands, 1930–35 Bezirksleiter für das Saarrevier, 1919–21 Abgeordneter der Verfassungsgebenden Preußischen Landesversammlung, 1929/30 Mitglied des Saarausschusses, 1929–35 SPD-Stadtverordneter in Saarbrücken; Heinrich Wacker, Vorstandsmitglied des Afa-Bundes, Bezirk Saar, 1945–51 Präsident der Einheitsgewerkschaft, 1951–57 erster Präsident der Arbeitskammer des Saarlandes; Albin Weiß, Gewerkschaftssekretär des DMV, Völklingen. Auf der Arbeitgeberseite finden sich Direktionsmitglieder von Unternehmen und Syndizi der Verbände. Mitgliederliste in *Amtsblatt der Regierungskommission des Saargebietes* 1928, S. 584f.
- 12 *Jahrbuch der christlichen Gewerkschaften* 1929. Bericht über das Jahr 1928, hrsg. vom Gesamtverband, [Berlin 1929], S. 239.
- 13 Otto Borck, *Die Großeisenindustrie des Saargebietes* ..., S. 71.
- 14 Archiv der Vereinten Nationen, S.D.N. C 306 A8_1929.
- 15 Sitzungsprotokolle, Regierungskommission, 25.7.31, siehe auch 19.12.28.
- 16 Sitzungsprotokolle, Regierungskommission, 2.11.32, siehe auch 16.10.31 und Vierteljahres-Berichte ..., in: *Amtsblatt der Regierungskommission des Saargebietes* 1932, S. 81, 583.
- 17 Regierungskommission des Saargebietes: *Jahresbericht ... 1931*, S. 192.
- 18 Regierungskommission des Saargebietes: *Jahresbericht ... 1933*, S. 175; vgl. Friedrich Pack, *Französische Wirtschaftspolitik im Saargebiet*, Diss. Köln, Bottrop 1934, S. 34–39. Die von der Regierungskommission verwendete Arbeitslosenziffer gibt

die Zahl der Arbeitslosen auf hundert Beschäftigte an, während die heute gebräuchliche Arbeitslosenquote den Prozentsatz der Arbeitslosen an den Erwerbspersonen, d.h. der Erwerbstätigen zuzüglich der Arbeitslosen, bezeichnet.

- 19 Vgl. Vierteljahres-Bericht ..., in: *Amtsblatt der Regierungskommission des Saargebietes* 1931, S. 443 f.
- 20 Ebd., S. 443.
- 21 Sitzungsprotokolle, Regierungskommission, 16. 2. 27.
- 22 Sitzungsprotokolle, Regierungskommission, 7. 2. 34.
- 23 Regierungskommission des Saargebietes: *Jahresbericht ... 1933*, S. 196.

Archivnachweise

Arbeitskammer des Saarlandes, Dokumentationszentrum: Nachlaß Johann Klein und Hans-Arthur Klein
 Archiv der Vereinten Nationen, Genf: Archives de la Société des Nations, Fonds extérieures: Commission de Gouvernement de la Sarre (S.D.N.): C 306 A 8_1924; C 306 A8_1929; C 338; C 395 M 185 1923 I
 Landesarchiv Saarbrücken: Bestand Landesrat; Bestand Nachlaß Koßmann, 1920–35
 Stadtarchiv Saarbrücken: Zeitungssammlung

Literatur

Otto Borck, *Die Großisenindustrie des Saargebietes unter besonderer Berücksichtigung der Lohn- und Arbeitsverhältnisse in der Nachkriegszeit*, (Diss. Frankfurt am Main), Leipzig: Noske 1930.
 Philipp W. Fabry, *Bartholomäus Koßmann. Treuhänder der Saar 1924–1935*, Merzig: Gollenstein 2011.
 Generalsekretariat der Regierungskommission des Saargebietes: *Amtsblatt der Regierungskommission des Saargebietes*.
 Max Gottschalk, *Les Conditions du Travail dans le territoire de la Sarre*, Bruxelles: Lamertin 1925.
 Internationales Arbeitsamt, Genf, *Zehn Jahre Internationale Arbeitsorganisation*, Genf 1931.
 Hellmut Katsch, *Regierung und Volksvertretung im Saargebiet*, Leipzig: Weicher 1930.
 Rolf E. Latz, *Die saarländische Schwerindustrie und ihre Nachbarreviere (1878–1938). Technische Entwicklung, wirtschaftliche und soziale Bedeutung*, Saarbrücken: SDV 1985.

Klaus-Michael Mallmann, *Klassenkampf fürs Vaterland. Der Bergarbeiterstreik 1923*, in: *Richtig daheim waren wir nie. Entdeckungsreisen ins Saarrevier 1815–1955*, hrsg. von Klaus-Michael Mallmann, Gerhard Paul, Ralph Schock, Reinhard Klimmt, Bonn: Dietz ²1988, S. 103–108.

Jürgen Peters, *Arbeitnehmerkammern in der BRD?*, München: Olzog 1973.

Regierungskommission des Saargebietes, *Jahresbericht der Abteilung Volkswohlfahrt, Landwirtschaft und Forsten, Arbeitsamt und Sozialversicherung*, 1925 ff.

Julius Schwarz, *Das Saargebiet, sein Bergbau und seine Sozialpolitik. Kämpfe der Bergarbeiter und des Verbandes der Bergarbeiter*, Saarbrücken 1926.

Société des Nations, *Journal Officiel*, 1. 1920–16. 1935.

Hans Jürgen Teuteberg, *Geschichte der industriellen Mitbestimmung in Deutschland*, Tübingen: Mohr 1961.

Vierteljahres-Berichte der Regierungskommission des Saargebietes an den Völkerbund, in: *Amtsblatt der Regierungskommission des Saargebietes* (1931–1934).

Maria Zenner, *Parteien und Politik im Saargebiet unter dem Völkerbundsregime 1920–1935*, Saarbrücken: Minerva 1966.

Poesie einer mehrdeutigen Realität

Aus dem Staub gemacht, Karin Lindemann: Gedichte; Monica Schefold: Collagen, Sujet Verlag, Bremen 2011, 83 S.

Gedichte von Karin Lindemann sind zwar schon einige erschienen, allerdings verstreut in Literaturzeitschriften. *Aus dem Staub gemacht* ist ihr erster Gedichtband. Das neue, bibliophil gestaltete Buch verbindet die Gedichte Karin Lindemanns mit Collagen von Monica Schefold. Erschienen ist *Aus dem Staub gemacht* in dem kleinen, exquisiten Sujet-Verlag in Bremen, dessen Programm es ist, Künstlerinnen und Künstler aus verschiedenen Kulturen zusammenzubringen.

Die promovierte Literaturwissenschaftlerin Karin Lindemann lebt seit mehr als dreißig Jahren im Saarland, lehrte 25 Jahre an der hiesigen Universität und als Gastdozentin in Budapest, Haifa und im tschechischen Olmütz. Zentral in ihrem journalistischen, wissenschaftlichen und literarischen Werk ist immer wieder das Interesse an der jüdisch-deutschen und israelischen Literatur und Kultur. Bislang hatte sie bereits Erzählungen und Romane veröffentlicht, von denen *Wege heimwärts* ins Hebräische übersetzt wurde.

»Dieser Band«, sagt Karin Lindemann, »entstand in Zusammenarbeit mit der Malerin Monica Schefold. Er besteht nicht aus zwei Elementen, sondern sie bilden Facetten eines Ganzen. Die Bilder wollen nicht die Gedichte illustrieren oder interpretieren, sondern sie korrespondieren miteinander und antworten auf die sprachliche Realität der Gedichte. Die ja auch eine optische Gestalt hat wie das Bild eine Fläche einnimmt.«

Karin Lindemann ist eine Künstlerin des Wortes im eigentlichen Sinne, eine Künstlerin der Worte. In ungewöhnlichen Wortverbindungen und Assoziationsräumen, zusammen mit Klang und rhythmischer Gliederung schafft sie Sprachbilder, die mit den Collagen in einer produktiven, ästhetischen Spannung stehen.

Vorangestellt sind den 38 Gedichten und 36 Collagen die beiden Zeilen: *In der geflügelten Sanduhr beginnt es zu blühen.*

Das Phänomen Zeit-Wahrnehmung ist ein in Variationen immer wieder auftauchendes Motiv in den Gedichten. Die scheinbar allein reale, mit den Sinnen erfassbare Welt verwandelt sich durch die Sprache des Gedichts in eine poetische und mehrdeutige Realität. Sie hebt die Eindimensionalität auf in eine simultane Vieldeutigkeit von Zeiten und Kulturen.

Die Elemente der Lyrik, der Klang, der Rhythmus und die Bildlichkeit der Verse öffnen sich hier wie auch in den anderen Gedichten einer vielfachen Deutung. Und man muß viele Tore öffnen, will man sich auf diese Dichtung angemessen einlassen.

Die Sanduhr als Ding wird zum Emblem für die ablaufende Zeit einerseits und für das Immerwährende andererseits, denn dreht man die Sanduhr um, verrinnt die Zeit aufs Neue – und immer wieder.

Flügel, geflügelt, Flügelschuh, flügellos, Licht, leicht sind Worte, die immer wieder in den Gedichten auftauchen und ein fragiles Netz von möglichen Verbindungen knüpfen.

»Die Gedichte«, erläutert Karin Lindemann, »sind dem Phänomen Zeit und Erinnerung zugewandt, das ist ein weites Phänomen. Erinnerung und Natur, was ein Nacheinander zu sein scheint, ist im Gedicht ein Zugleich. Das Innen und Außen ist zugleich da, den Sinnen erfassbar. Und die Spuren dieses Zugleich sind die Sprache des Gedichts.«

Am Anfang des Buches steht ein Gedicht mit dem Ortsnamen *Igoumenitsa* als Titel. Das ist eine griechische Stadt und Landschaft im Nordwesten des Landes. Dieser Ort war 1944 beim Rückzug der Nationalsozialisten vollkommen zerstört worden. Doch diese harten Fakten erfährt man nicht, stattdessen verwandelt das Gedicht die Realität in

eine innere Landschaft, in die das poetische Ich »flügelschuhleicht« eintritt. Die mit den Augen wahrgenommenen Bilder der Natur verknüpfen sich mit poetischen Sprachbildern: »Gekrönt vom Distelstern«, »Stadt mit dem Brandmal«, »dürrevertraut«.

Das Gedicht *Liebermanns Garten* bezieht sich auf den ehemaligen Wohnsitz des Malers Max Liebermann am Berliner Wannsee. Hier hatte der bedeutende Impressionist, der als Jude wie so viele im Nazi-Reich zur »Unperson« erklärt worden war, bis zu seinem Tod 1935 gelebt. Der große Garten, der seit einigen Jahren nach dem historischen Vorbild rekonstruiert wird, war seine Idee gewesen, und die farbenfrohe Blumenpracht diente ihm jahrzehntelang als wichtigstes Motiv.

Liebermanns Garten:
Zwischen weiße Birkenstämme
wildes Grün
gemalt für deine Augen
die Stämme leuchten
für Zuflucht in gemalte Tage
ihr schimmerndes Licht breitet sich aus
weit über den Bildrand
holt dich heim, langsam
sehr langsam.
Schlaf überkommt dich:
In Liebermanns Garten
bist du begnadigt
bei den jungen kahlen Birken
er kennst du.
Sie wandern über den Weg
über die Wiese zum See
falten die Blätter auf
beginnen zu rauschen
dir träumt
du erwachtest als Baum

Wie hier beispielhaft deutlich wird, erstellen die Gedichte ein Gleichgewicht zwischen äußerer und innerer Realität, und hier, in *Liebermanns Garten*, öffnen sie die Grenze zwischen Sehen und Traum. Der rhythmische Klang der Worte und ihre Assoziationsflächen erzeugen eine Stimmung ähnlich wie Liebermanns Gemälde, und sie verweisen »weit über den Bildrand« hinaus in seinen Garten.

»Das heißt«, sagt Karin Lindemann, »was ich wahrnehme mit den Augen oder den Ohren, hat immer schon ein Korrespondierendes in inneren Bildern. Ob wir das wollen oder nicht. Das entscheiden wir gar nicht, das

passiert einfach. Und im Gedicht kann man beides sichtbar machen. Das innere Bild, das auf das von den Sinnen Wahrgenommene erzeugt wird und das äußere, das die Ursache für das innere Bild ist. Das ist gewissermaßen der Ariadne-Faden für dieses Zugleich von Innen und Außen.«

Was im Gedicht *Igoumenitsa* einer realen Stadt und Landschaft in der poetischen Verwandlung geschieht, widerfährt in *Liebermanns Garten* einem bereits vom Maler selbst vor langer Zeit in Bilder übersetzten Garten. Die paradoxe Fügung der Sprachbilder kann man an zwei weiteren Gedicht-Beispielen besonders gut erkennen:

Schnee
Gesang des Schnees
wie stillt er
alles Verlangen.
Hernach, erst hernach
ein Pergament
aus lauter Stille gemacht
von lichtkundigen Augen gelesen
Dies ist mein Teil

– und in Ahavah, das ist das hebräische Wort für Liebe:

Ahavah
Schreib fort das Alphabet
ein Haus schreibe mir
in unwiderrufbarer Schrift.
Blättersätze in Sonnenflecken
werde ich bilden für dich
Worte aus feinstem Geweb
ein Gespinst über die Zwei

später, viel später
werde ichs wiedersehn
einer Schneefläche gleich
Blatt für Blatt
weiß
zusammengelegt
in einer Synopse aus Licht

Karin Lindemanns Wortkunst, die Sinnliches und Geistiges, über kulturelle und zeitliche Grenzen hinweg, wohlausgewogen vereint, geht mit den Collagen Monica Schefolds eine äußerst interessante, Neues hervorbringende Kunstpartnerschaft ein.

Uschi Schmidt-Lenhard

»Pass uff, eisch beißen deisch!«

Graf Drakeli – Die CD. Die Kult-Comedy auf SR 3 Saarlandwelle, Saarbrücken, Saarländischer Rundfunk 2013

Oh, wer rieft da wei aaan! Da geb ma mo draaan, gett.

Guddn Ooownd. Wei is bei de Graf Drakeli. Kennschd dau meisch nischd? Ei, et hott wei um foljendes gang.

Datt wooor eine Verbunzbockelerei von Kultur-gut, eisch hann et missen ausmachen, so grooopich isset ma genn.

Und das alles im tiefsten Brummbaß, dessen Gemütlichkeit nur von regelmäßiger Verärgerung unterbrochen wird.

Einen Mann mit diesem Tonfall stellt man sich vor wie einen gemütlichen Herrn im Ruhestandsalter. Einen, dem die tägliche Zigarre wichtiger ist als eine neue Strickjacke, weil nichts lästiger ist, als in die nächste Stadt zu fahren und etwas zum Anziehen zu kaufen. Die alte tut's ja noch, und Löcher werden mit einem Flicker überdeckt oder gestopft. Von Berufs wegen könnte er Bergmann gewesen sein. Oder Landwirt, einer der letzten, die davon noch leben konnten. Internet und E-Mail kennt er höchstens aus Gesprächen mit dem Enkel, der in der Landeshauptstadt Informatik studiert und gelegentlich beim Opa vorbeischaut.

Diese Beschreibung klingt schön, aber doch nicht nach »Kult«. Sie paßt auch nur teilweise auf Graf Drakeli, der nach gut einem Jahr vor kurzem bei SR3 den Hut nahm – soweit man diese Redewendung auf einen (Hochwald-) Vampir anwenden kann. Die Fangemeinde lief Sturm, einer regte sogar an, einen größeren Sarg und eine Gehaltserhöhung springen zu lassen. Keine Chance, Graf Drakeli war nicht zu halten.

Was hat er nicht alles versucht, um im Dorf als ganz normaler Bürger anerkannt zu werden. Und regelmäßig haben ihn die Nachbarn in schiere Verzweiflung getrieben. Kein Wunder. Versteht denn kein Mensch, was das Tagewerk eines Vampirs ist? Menschen in den Hals zu beißen als täglich Brot, wohl eher täglich Blut? Und daß die Schlafstätte absolut lichtgeschützt sein muß, weswegen ein Sarg dafür ideal ist.

In der Tat: Die Mitbewohner im Dorf haben es nicht verstanden – daß so ein Hochwaldvampir, der seine karge Rente mit einer

Nebentätigkeit beim Rundfunk aufbessert, ein Bürger ist wie der Bergmann, Landwirt oder Standesbeamte. Dem Publikum hat es um so mehr Spaß gemacht, denn aus den Mißverständnissen ist Woche für Woche brüllende Komik entstanden. Und eine Mundartpflege vom Feinsten. Denn die wöchentlichen Granteleien haben sicher nicht nur denen Spaß gemacht, die des Grafen Dialekt ohnehin verstanden haben. So weiß man mittlerweile sicher auch jenseits vom saarländischen Hochwald, warum Holz, einmal »wurmatzig« geworden, kaum mehr brauchbar ist, wie verärgert jemand sein muß, dem »ma den Howwel auwsblösen kann« ... und ... und ... und. Wer mit dem Idiom nicht vertraut war, mag derart neugierig geworden sein, daß Nachschlagen in einem Wörterbuch zu saarländischen Dialekten oder Internetrecherche angesagt war.

Zum Glück hat uns der greise Graf, bevor er sich zurückzog, eine CD hinterlassen. Dem armen Drakeli sei der Ruhestand gegönnt. Möge er nicht mehr allzu oft sagen müssen: »Et giffter Leit, die si so bleed, die essen noch de Schmier verkehrt eromm.«

Roland Bernd

Defekte Demokratie an der Saar

Johannes Schäfer, Das autonome Saarland. Demokratie im Saarstaat 1945–1957, Röhrig Universitätsverlag, St. Ingbert 2012, 259 S.

Offen gesagt: Dieses Buch irritiert! Es sind nicht die häufigen Ungenauigkeiten, die kleineren oder größeren sachlichen Fehler, die gelegentlichen, anscheinend unreflektiert übernommenen Werturteile der prodeutschen Siegerpropaganda von 1955. Es ist der theoretische Ansatz! Seine Andeutung in der Einleitung klingt vielversprechend: Endlich ein Versuch der Systematisierung und damit der Versachlichung. Doch die kurze Ausarbeitung des Konzeptes: *Die Theorie der Defekten Demokratien*, S. 112–117, provoziert unvermeidlich den Reflex: Das kann doch nicht alles sein! Es geht also um Defekte Demokratien und die Frage, wie die historischen Ereignisse des Saarlandes zwischen 1945 und 1957 in dieses Analyse-Schema hineinpassen. Unter *Defekter Demokratie* firmiert eine im Jahr 2003 veröffentlichte Forschungsstrategie, mit deren Hilfe die Wandlungsprozesse von Herrschaftssystemen in Osteuropa nach dem Zusammenbruch des real existierenden Bolschewismus erfaßt werden sollen.

Schäfer zerlegt, ohne vorherige Definition des Begriffes, »Demokratie« in verschiedene Teilaspekte, wobei er freie, geheime Wahlen zum Ausgangspunkt erklärt und daran anschließt: Politische Teilhabe, Bürgerliche Freiheitsrechte, horizontale Gewaltenteilung. Treten in einem dieser Bereiche Defizite auf, kann man – in verschiedenen Abstufungen – von Defekten Demokratien sprechen. Abgesehen davon, daß der Begriff selbst von Wolfgang Merkel stammt, läßt sich diese Argumentation aus jedem halbwegs brauchbaren Lehrbuch der Gemeinschaftskunde für die Mittelstufe ableiten. Das Demokratieverständnis des Textes wirkt formal, mechanistisch, ahistorisch; kurzum: unpolitisch und vielleicht etwas naiv.

Das ist auch deshalb bemerkenswert, weil der Verfasser durchaus historiographisch vorgeht, indem er seinen Text chronologisch aufbaut; das freilich aus dem sehr engen Blickwinkel einer arg konventionellen Verfassungsgeschichte. Den Weg zur Landesverfassung vom 15. 12. 1947 verkürzt Schäfer auf einige sehr oberflächliche Anmerkungen zu französischen Saarplänen, den Parteigründun-

gen und ihren ursprünglichen Haltungen zur Saarfrage, einer recht überflüssigen Erwähnung des Mouvement pour le rattachement de la Sarre à la France (MRS) und dem Ergebnis der Kommunalwahl vom 15. 9. 1946. Es ist doch schon recht verwegen, in diesem Zusammenhang die Rahmenbedingungen der Zusammenbruchsgesellschaft völlig zu ignorieren, hier vor allem die Bedeutung von Demokratiegründung als Systembruch gegenüber dem NS-Regime. Das Abstimmungsergebnis vom 13. 1. 1935 weist unter anderem nach, wie wenig Wert 90 Prozent der Wahlbevölkerung auf Demokratie legte; Schäfer fragt aber nicht, ob nach dem Ende des NS-Terrors die Bevölkerung seit 1945 demokratische Verhältnisse akzeptiert, die Bemühungen von saarländischen Demokraten als alliierten Oktroy empfindet. Bis weit in die sechziger Jahre hinein die demokratische Entwicklung der Bundesrepublik beeinträchtigende »restaurative Tendenzen« sollen an der Saar offenbar keine Bedeutung haben? Dagegen spricht die prodeutsche Propaganda im Abstimmungskampf von 1955.

Im zweiten Kapitel erörtert der Verfasser extrem kurz Aspekte der Arbeit in der Verfassungskommission, um dann die Verfassung teilweise vorzustellen: Die berühmt-berühmte Präambel, Grundrechte-Katalog, innerer Staatsaufbau. Hier verblüfft die offensichtliche Unterschätzung des Artikels 12, Satz 2. Davon später. Unter *Saarautonomie* als zweiten Teil dieses Kapitels bringt Schäfer Andeutungen zu den Landtagswahlen 1947 und 1952, zu Gilbert Grandval, den Saar-Konventionen von 1950 und 1953 sowie der staats- und völkerrechtlichen Stellung des Saarlandes. Und das alles auf knapp zwanzig Seiten. Respekt, so skrupellos oder unbekümmert muß man erst einmal sein!

Nach diesem kurzen, aber doch zu langen, die Hälfte des Buches umfassenden Vorspann kommt Schäfer endlich im dritten Kapitel zu seinen Demokratischen Defekten. Da ist zunächst die unterschiedliche Staatsbürgerschaft der Rot- und Grau-Päßler zu nennen und die daraus abgeleitete Verweigerung des Wahl-Rechts für Nicht-Saarländer. Sodann befaßt

sich der Text, wiederum sehr oberflächlich, mit Pressepolitik, Zensur, Medienimport und der Einschränkung der Meinungsfreiheit als Demokratiedefizit. Zu Artikel 7, Satz 1: »Alle Saarländer haben das Recht, Vereine und Gesellschaften zu bilden« – das ist die Assoziationsfreiheit – geht Schäfer recht knapp ein auf das Verbot der Demokratischen Partei und das Verbot des Industrieverbandes Bergbau, der freien Bergarbeitergewerkschaft. Unter *Allgemeines Freiheitsrecht* behandelt der Autor die Ausweisungen der Militärregierung und der Regierung Hoffmann sowie sonstige Repressionsmaßnahmen. Das Kapitel schließt mit Ausführungen zu Rechtsstaatlichkeit und Gewaltenteilung sowie *Effektive Regierungsgewalt*.

Ein Kapitelchen über Saarstatut, Volksabstimmung und Eingliederung in den Geltungsbereich des Grundgesetzes beendet das Buch.

Klassische Quellen im Sinne der Geschichts- oder Archivwissenschaft benutzt Schäfer nicht, was für eine Abhandlung zur regionalen Zeitgeschichte schon recht zu erstaunen vermag. Stattdessen beruft sich der Verfasser ab und zu auf Zeitzeugen, die man – etwas respektlos – als die »üblichen Verdächtigen« bezeichnen kann: Altmeyer, Brück, Krause, Stiff. Mehrmals bezeichnet Schäfer den Gebrauch der mündlichen Geschichtsüberlieferung als »äußerst ergiebig und zielführend« und betreibt damit Etikettenschwindel, denn die Zeitzeugen-Aussagen dienen nur als dekoratives Beiwerk zur Bestätigung der Sekundärliteratur, an deren Zustandekommen die Interviewten zum Teil als Journalisten selbst direkt oder indirekt beteiligt waren. Das gilt zum Beispiel für das inzwischen veraltete und wegen seiner unkritischen Nähe zur prodeutschen Propaganda umstrittene Werk von Robert Schmidt, aus dem Schäfer einen großen Teil seiner Informationen unkommentiert abschöpft. Das ohnehin sparsame Literaturverzeichnis von gerade 79 Aufsätzen und Buchtiteln kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß insgesamt vielleicht nur zehn bis fünfzehn Arbeiten intensiv ausgewertet wurden.

Zu den von Schäfer in Kapitel 3 festgestellten Demokratie-Defekten ließen sich jede Menge Erwiderungen, Widerlegungen, vor allem Korrekturen anführen, aber das führt nicht nur zu weit, sondern ist auch gar nicht nötig, weil an diesem Buch nicht das Detail,

vielmehr der formale Demokratiebegriff irritiert.

Dieser Einwand sei an zwei Beispielen verdeutlicht. Der Demokratie-Spezialist schreibt auf Seite 72 als Erläuterung des Grundrechte-Kataloges: »Die Gleichheit der Person vor dem Gesetz wird durch Artikel 12 der Saarverfassung bestimmt«. Mehr nicht! Freilich bezieht sich die lapidare Feststellung nur auf den Satz 1 des Artikels 12: »Alle Menschen ohne Unterschied des Geschlechts, der Rasse, der Herkunft, der religiösen und der politischen Überzeugung sind vor dem Gesetz gleich«. Aber im Artikel 12 folgt dann noch der Satz 2: »Männer und Frauen haben die gleichen staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten«. Diese aus der Weimarer Verfassung übernommene Formulierung ist weit entfernt von der völligen Gleichberechtigung von Mann und Frau, weil sie die zum Beispiel im BGB festgeschriebene mindere Rechtsstellung der Frau in Ehe, Familie, Beruf fortführt und sie so zum Staatsbürger (!) zweiter Klasse degradiert. Vater oder Ehemann dürfen ihrer Tochter oder Gattin weiterhin die Teilnahme an politischen Versammlungen untersagen. Artikel 12, Satz 2 steht für einen schwerwiegenden demokratischen Defekt, den der Autor schlichtweg übersieht.

Schäfer behandelt das Verbot des Industrieverbandes Bergbau als eine Einschränkung der Koalitionsfreiheit – und beläßt es dabei, womit er einen weiteren Nachweis seines überwiegend formalen Demokratieverständnisses erbringt. Es ist ja gut und schön und auch nicht falsch, die Bedeutung des IV Bergbau im Kampf um die Verfügungsrechte über die Saarkohle hervorzuheben; und daß die oppositionelle Haltung der organisierten Bergleute die saarländische Verhandlungsposition in Paris schwächt. Aber gerade in dem vom Autor entwickelten Zusammenhang reicht das ganz und gar nicht. Der IV Bergbau präsentiert die finanzstärkste Untergliederung der Einheitsgewerkschaft und seine Zerschlagung führt zur finanziellen Enthauptung des Gesamtverbandes, wodurch dieser ab 1952 nicht mehr in der Lage ist, den politischen Druck zu organisieren, wirtschaftsdemokratische Elemente wie Mitbestimmung in den Betrieben oder Tarifautonomie zu erkämpfen. Ein halbwegs akzeptables Betriebsverfassungs-Gesetz kennt das autonome Saarland nur vom Hörensagen aus der damaligen Bundesrepublik. De-

mokratie, Wirtschaftsdemokratie zumal, steht eben auch für Selbstbestimmung und Teilhabe außerhalb des Wahlganges, doch eben das wird Arbeitern, Angestellten und Beamten im saarländischen Arbeitsleben vorenthalten. Ihre Integration in die neuen Verhältnisse muß deshalb fast zwangsläufig scheitern, denn abgesehen von den Wahlen bleibt für die meisten Arbeitnehmer alles beim Alten: Die Werkmeister führen sich immer noch auf wie die Diktatoren, gerechte Löhne werden nicht festgelegt und das System der Sozialen Ungleichheit ändert sich auch nicht. Den Zusam-

menhang von formaler und Wirtschaftsdemokratie nimmt der Autor nicht zur Kenntnis. Schäfers Grundidee, die »Theorie der Defekten Demokratie« ist im Prinzip nicht uninteressant, denn sie kann eine Versachlichung der Debatte bewirken, eine Entdämonisierung des Hoffmann-Regimes, ohne die unübersehbaren demokratischen Schwächen zu beschönigen. Aber dazu scheint es dringend notwendig, die dem Autor eigene, zu enge Sichtweise auf Demokratie einzubetten in eine umfassende sozialgeschichtliche Analyse.

Wilfried Busemann

Regler – noch einmal

Hermann Gätje, *Leben und Leben schreiben*. Gustav Reglers autobiographische Schriften: Entstehungsprozess – Fassungen – Gattungsdiskurse, Röhrig Universitätsverlag, St. Ingbert 2013, 533 S.

Der erste und der letzte Satz eines Buches haben mich immer besonders interessiert, neugierig gemacht. Im vorliegenden Fall war es einer der letzten. Auf der Rückseite des Einbandes. Per Zufall habe ich ihn als erstes gelesen: »Der Lebenslauf des Schriftstellers Gustav Regler liest sich wie eine Biografie des 20. Jahrhunderts.«

Im Frühjahr 2013 gedenkt man des Schriftstellers Gustav Regler anlässlich seines 50. Todestages. Er ist im Saarland eine Berühmtheit, steht an vorderster Stelle, wenn man das kleine Land im tiefen Südwesten Deutschlands mit Literatur in Verbindung bringt. Nur wenige tun das, denn das Saarland ist keine berühmte literarische Landschaft. Doch Gustav Regler, 1898 in Merzig geboren, ist ein wichtiger deutscher Autor, der bis heute Wichtiges zu sagen hat, in weiten Teilen des literarischen Deutschland allerdings vielfach unbekannt ist. Sein bekanntestes Buch, die Autobiographie *Das Ohr des Malchus* galt bei seinem Erscheinen im Jahr 1958 als ein beachtliches Dokument im Zuge der literarischen Aufarbeitung des deutschen Faschismus nach dem Krieg. Nicht in Form verquaster Spätanalysen und Rechtfertigungen, wie sie vielerorts immer noch zu finden sind. Gustav Regler tritt als Zeitzeuge der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts auf. Als Kämpfer für bessere Zeiten, wie er glaubte. Unterwegs von einem politischen Credo zum anderen, bis auch die-

ses von neuen Realitäten zerschlagen wurde. Ein Schriftsteller, der sein Leben notierte, festhielt in Worten und Sätzen über Zeiten und Wendepunkte hinweg. Lebensgeschichte als Zeitgeschichte.

Leben und Leben schreiben hat der Literaturwissenschaftler Hermann Gätje von der Universität des Saarlandes seine rund 500 Seiten umfassende Dissertation überschrieben. Er ist hierbei nicht nur oberflächlich den Lebensstationen Reglers gefolgt, die oft auch Exilstationen waren. Er hat den Autor hinter seiner Weltbühne aufgesucht, sich mit ihm eingeschlossen. Konnte Regler auf den Grund gehen. So haben wir ein Buch in der Hand, durch das man den Eindruck gewinnt, daß alles über Regler gesagt wird.

Reglers Bedeutung für die Forschung liegt auch in seinem markanten Autorentyp begründet. Legt man bei der Charakterisierung eines Schriftstellers Schillers Dichotomie von »naiver« und »sentimentalischer« Dichtung zugrunde, kann man ihn gewiss als nahezu idealen Repräsentanten des zweiten Typs beschreiben. Er nahm die Welt und sein Schreiben immer sehr ernst und alle seine Werke sind sinn- und bedeutungsgeladen.

Regler ist zeit seines Lebens der Welt, die in ihrer politischen Entwicklung meist nicht die seine war, mit wachsender, kritischer Distanz begegnet. Die Ängste, die seine Phantasie ihm immer wieder suggerierte, verschleierte er vor sich selbst und anderen unter ständig neu auf-

flackernden Emotionen, die ihm Mittel zum Zweck waren.

Seine Emotionalität ist verbunden mit einem schwankenden Charakter. Er war ein Mensch, der aus seinen Stimmungen lebte, in der Regel gefühls-gesteuert an die Dinge heranging, und oft sind bei ihm weniger die Inhalte seiner momentanen Begeisterung interessant, als vielmehr die Art des spontanen Zugangs.

Regler stellte sich spontan neuen Schicksalsmomenten und Lebensstationen, in deren Verlauf er immer wieder mit einem anfangs bedingungslosen Engagement, Kampfeswillen und Mut die aufkommenden Ängste über-spielte.

»Denn selbst die Mutigen haben Angst«, ist seine frühe Erkenntnis. In diesem Jahr Titel eines Lesebuchs mit Texten Reglers, das Hermann Gätje in Zusammenarbeit mit Annemay Regler-Repplinger und Sikander Singh im Sommer 2013 herausgegeben hat.

»Leben schreiben« – wie geht das? Welches Leben? Das eigene? Schreiben als Erinnerung? Rechtfertigung? Verweilen im Schönen, im Angenehmen? Verdrängung des Häßlichen? Reglers Autobiographie hat sich Hermann Gätje wissenschaftlich vorgenommen. So wie man es von einer Doktorarbeit erwartet und doch – ganz anders. Akribisch Satz für Satz hat er den Autor auf seinen Reisen zu Ideen, Phantasien und Ideologien begleitet. Mit ihm Bilder entdeckt, die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts Zeichen der Zeit waren, für Regler Kulisse in der fortwährenden Auseinandersetzung mit sich selbst. Einer drängen-den Inszenierung des »Ich«, die ihn zu einer beklemmenden Hast gegenüber dem Schreiben zwang. Nicht immer zum Vorteil seiner Literatur, wie Gätje feststellt.

Regler schrieb relativ schnell, seine Romane schloss er meist in einigen Wochen ab. Was ihm typischer-weise überhaupt nicht lag, war das Redigieren und Feilen am abgeschlossenen Text: »revising is always terrible for me«. [...] Die Erzählperspektiven unterliegen Schwankungen, das Erzähltempo variiert stark. Oft fehlt den größeren Texten eine stilistische Kohärenz und ein das Gesamte umfassender Span-nungsbogen. So wechseln eindringliche Episoden mit weitschweifenden Schilderungen ab.

Die 1958 veröffentlichte Autobiographie *Das Ohr des Malchus* gilt als Reglers Hauptwerk, in dem seine Liaison mit dem Kom-munismus das prägende Thema ist. Stationen dieser ideologischen Beziehung waren der

Erste Weltkrieg, der Spartakusaufstand in Berlin, die Räterepublik in München, Kämpfe gegen den Faschismus in Deutschland, vor allem im Saarkampf, als es um die Frage *Saar hitlerisch oder nicht* ging, danach als politischer Kommissar der Internationalen Brigade im Spanischen Bürgerkrieg, Internierung in Süd-frankreich und Verfolgung als Exkommunist in Mexiko. Reglers Autobiographie ist ein spannendes politisches Buch, zu dem es zahl-reiche Vorstudien und frühe Fassungen sowie eine erste, unveröffentlichte Lebensbeschrei-bung gibt. Für Gätje Dokumente und Studienmaterial zur Spiegelung von Reglers Wand-lung in Mexiko, der Zeit, in der er die Rolle des aktiven politischen Kämpfers mehr und mehr mit der des Schriftstellers vertauschte. Mit seiner dritten Frau Peggy hatte sich der aktive Kämpfer in das abgelegene Indio-Dorf Tepoztlán zurückgezogen. Sein Interesse galt damals mehr und mehr dem Menschen und seiner Geschichte, wobei er sich selbst nicht aus den Augen verlor.

Regler stellt zahlreiche symbolische Bezüge zwi-schen der Geschichte des Gastlandes, seiner Mytho-logie, Geographie, Mentalität oder der politischen Gegenwart und seinem Lebenslauf sowie seinem Innenleben her. Prägnant illustriert dies die Gegen-überstellung des leitmotivischen Topos von Vulkani-sches Land, nämlich Land der Widersprüche mit Reglers Selbstanalyse in einem Brief an seine dritte Frau Peggy im Mai 1946: »I know the con-tradictions of my character.« (dt.: »Ich weiß um die Widersprüchlichkeiten meines Charak-ters.«)

Widersprüchlichkeiten durchziehen das Leben Gustav Reglers. Gätjes Buch dokumen-tiert umfangreich die Zwiespältigkeiten ge-genüber den Stationen seines politischen und literarischen Lebens. Der Zerrissene, der Ge-jagte, der Flüchtling, der Emigrant, der Ver-räter, der Antifaschist, der Heimatlose. Wer sich mit Regler beschäftigt, begegnet immer wieder diesen Einordnungen. Hermann Gätjes Buch hat den unbestreitbaren Verdienst, solchen mehr oder weniger oberflächlichen Einordnungen einen tiefen, allumfassenden Begriff hinzuzufügen: Regler – der Schrift-steller.

»Wer sich erinnert, schreibt«, sagt man. Regler hat sich erinnert und fortwährend ge-schrieben. Ein Leben lang – Leben geschrie-ben.

Gustav Regler, – der ideale Autobiograph hat Hermann Gätje das Schlußkapitel zu seinem Buch überschrieben. Ein Fazit, dessen letzter Satz lautet: »Weil er alle seine Konflikte nach außen trug, öffentlich ausfocht, wo manch anderer seine Widersprüche in einer inneren

Dialektik für sich behielt, ist sein Werk ein so eindrucksvolles Zeugnis.«

Eindrucksvoll und spannend ist auch Gätjes Buch. Nicht nur für Regler-Spezialisten.

Georg Bense

Kaiser Karl auf dem Hirsch: frische Impulse für die Großregion

Au Centre de l'Europe / Im Reich der Mitte², hrsg. von Eva Mendgen, Regiofactum, Saarbrücken 2013, 240 S.

Nach den Euphorien des Aufbruchs im Kulturjahr 2007 ist es um die Großregion ein wenig still geworden. Eine Fülle von Initiativen und Projekten wollten es damals den Nachbarn, aber auch mit Signalen in Richtung Europa deutlich hinausposaunen: Wir sind als Europäische Kernregion etwas Besonderes! Vieles wurde initiiert, geschaffen, neu verhandelt. Ebenso viele kulturelle Hoffnungen und Wünsche sind aber auch zwischen den Mühlsteinen großregionaler Förderstrukturen auf der Strecke geblieben. Einzelnes wurde geschafft und manches Institutionalisierte funktioniert, an der Schwerfälligkeit der unterschiedlichen administrativen Hierarchien und Strukturen in den einzelnen Partnerländern hat sich jedoch für die Menschen, ihre Arbeits- und Lebensbedingungen, aber auch die Möglichkeiten für Kulturschaffende über Grenzen hinweg eigentlich wenig geändert. Sicher, man ist aufmerksamer geworden bezüglich dessen, was die unmittelbaren Nachbarn machen. Aber grenzüberschreitende Jobstrukturen fehlen und viele großregionale Bemühungen erreichen selten die einfachen Leute, die mit Sonntagsreden nicht viel anfangen können.

Eine der bereits vor sechs Jahren herausragenden Initiativen des Kulturjahres, Eva Mendgens damals prämiertes Buchprojekt *Im Reich der Mitte*, hat nun im sogenannten »Elysee-Jahr« – dem Jahr der 50. Wiederkehr des Elysee-Vertrages zwischen der Bundesrepublik Deutschland und Frankreich – eine würdige Nachfolge bekommen: *Au Centre de l'Europe / Im Reich der Mitte*² titelt Mendgens neuestes Buchprojekt, das uns schon im Untertitel zu den Verbindungslinien und Orten der großregionalen Kulturlandschaft führen möchte. Der gebundene und 240 Seiten star-

ke Text- und Bildband ist nicht nur Fortsetzung und Vertiefung einer 2007 begonnenen Arbeit und echten Auseinandersetzung mit der Großregion. Das mit unzähligen und immer außergewöhnlichen Photographien reich bebilderte Kompendium zeigt nebeneinander Schnappschüsse und Leckerbissen von dem, was Großregion ausmacht und das definitiv mit unerhörten und betörend schönen Bildern von Kai Loges und Andreas Langen (arge-lola), die die Leser und Betrachter dieses Buches sofort in ihren Bann ziehen. Doch dieses Buch ist viel mehr. Man muß sich vertiefen und selbst aktiv werden, wenn man seinen Anspruch richtig verstehen will.

Mit Leichtigkeit springen wir bereits beim ersten Durchblättern vom königlichen Theater in Namur über Metz nach Trier, dessen Ehrenbürger Jean-Claude Juncker ein eigenes Kapitel im Buch gewidmet ist. Weitere Buchaufenthalte zwischen Speyrer Dom und der Abtei Neumünster im Luxemburger Grund werden z. B. von einem Photo des alten Kinos in Großblittersdorf/Grosbliederstroff unterbrochen, das sich einem wegen seiner morbidschönen Anziehungskraft des Charmant-Provinziellen sofort einprägt. Natürlich hat Eva Mendgen die Texte nicht alle alleine geschrieben. Ihr Mitarbeiterstab von weit mehr als 20 Beiträgern kommt aus allen Gegenden der Großregion, aber auch von weiter her aus Österreich oder gar Großbritannien. Als Herausgeberin dieses erneut Maßstäbe setzenden Buchs zur Großregion ist sie aber konzeptionell verantwortlich für Verzahnung und Montage zahlreicher und überraschender Themen, vielschichtiger Fakten, die einen kaum enden wollenden Ideen- und Informationsfluß erzeugen. Die Kapitelüberschriften sprechen für sich: *Mit Von hier aus | Grand Tour | Utopie*

oder *Provinzen* | *Communautés* | *Visions* begibt sich der Leser und Betrachter zunächst auf Entdeckungsreise. Der Abschnitt *Berceau* | *Werkbank* | *Migration* widmet sich den Themen Kohle und Stahl als einem weiteren für die Mitte Europas prägenden Lebenszusammenhang, der unsere Großregion zusammenführt. Im Kapitel *Erben* | *Citoyens* | *Generations* begegnen wir modernen wie historischen Leitfiguren von Maréchal Ney in Metz, über Kaiser Wilhelm I. am Deutschen Eck oder ganz persönlichen Texten und Bildern von K-Town (Kaiserslautern) zwischen Fußball und amerikanischem Alliiertenstandort. *Patrimoine* | *Stadtlandschaft* | *Renaissance* erläutert stellvertretend für viele andere vergleichbare Zonen in der Großregion zum Beispiel den Eurodistrikt Saarmoselle, der kleinere Lebenswelten zu neuen Einheiten zusammenführt, um damit an der großregionalen Gemeinschaft intensiver mitzugestalten.

*Im Reich der Mitte*² zeigt in fast atemberaubender Folge Parallelen und Unterschiede, Vielseitigkeit und Überraschungen, mit denen man oft gar nicht rechnet, wenn es um Großregion geht. Und so liest man das doppelseitige Photo mit den Regalen voller Werkzeuge und Formen des Magazines der ehemaligen Cristallerie von Val Saint-Lambert wie eine Metapher für die vielen schlummernden Ideen und Möglichkeiten für unser im Zentrum Europas gelegenes großregionales Gebilde. Anders als das Hirschsymbol des Kulturjahres wird das Buch begleitet von einer aufrechtstehenden Hirschfigur, auf der Kaiser Karl als der erste Europäer nach Rom dahergegri-

ten kommt. Die Figur, die sich übrigens im Metzser Domschatz befindet, holt mit Karl nicht nur den europäischen Gedanken direkt ins Herz unserer Großregion, sondern wirkt gleichsam wie ein Symbol für dieses faszinierende Buch, in dem man immer wieder aufs Neue herausgefordert wird. Wie selbstverständlich ist das Buch durchgehend deutsch und französisch als den beiden Hauptsprachen der Großregion geschrieben und zieht sein Resumé am Schluß in Englisch und gar in Chinesisch, dies ein internationaler Wink und zugleich Einladung, diese Großregion aufzusuchen und ihre Menschen kennenzulernen. Die graphisch außergewöhnliche Zeitleiste am Ende des Buches montiert z.B. die verschiedenen historischen Stationen großregionaler Entwicklung als Bildgedicht in Form einer Umrisskarte, gerade so als ob Mendgen und ihr Autorenteam diese Landkarte in die Erinnerung eines jeden Lesers hineinpflanzen wollten.

Fazit: *Im Reich der Mitte*² ist ein Buch der Verbindungen und Wechselbeziehungen, der Ähnlichkeiten und Vielfältigkeiten, die die Großregion im Zentrum Europas ausmachen. Jeder Leser und Betrachter ist jetzt aufgefordert, die von Eva Mendgen so treffend herausgearbeiteten, immer grenzüberschreitenden und Neugierde provozierenden Bezüge für sich zu entdecken und selbst zu leben. Dabei soll dieses Buch behilflich sein. Und das ist wirklich ganz viel.

(weitere Informationen: www.mendgen.com/de/aktuell.php)

Patrik H. Feltes, gen. Veltz

Autorinnen und Autoren

Georg Bense, geb. in Köln, aufgewachsen in Stuttgart, Fernsehjournalist, Autor, Regisseur und Kameramann zahlreicher Filme für ARD, ZDF und arte.

Roland Bernd, geb. 1966, Studium der Germanistik und Anglistik in Saarbrücken und Bristol; Erstes Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasien, Buchhändlerausbildung; seit 2001 Mitarbeiter in Presse & PR der Kfz-Überwachungsorganisation KÜS; 1992–2011 Rezensent bei der *Bücherlese* (SR2 KulturRadio).

Wilfried Busemann, Historiker, im Ruhrgebiet aufgewachsen, Veröffentlichungen zur Geschichte rheinischer und saarländischer Arbeiterbewegungen, zur Alltagsgeschichte und zur Entschädigung saarländischer NS-Opfer.

Patrik H. Feltes, gen. Veltz, geb. in Wadgassen/Saar, Literatur- und Kulturwissenschaftler (M. A.); neben wiss. Veröffentlichungen Beiträge in Publikationen der Großregion. Mitinitiator der Aktionen zum Welttag der Muttersprache 2012/2013; jüngste Veröffentlichung: *Annaschda gesaat*, Merzig 2013.

Harald Glaser, Studium der Soziologie, Politikwissenschaft und Germanistik, Staatsexamen, M. A., historische und museumsdidaktische Projekte zur Völklinger Hütte und zur Alten Schmelz St. Ingbert, Veröffentlichungen und Ausstellungen zur Industriegeschichte, z. Zt. Wissenschaftlicher Mitarbeiter im Dokumentationszentrum der Arbeitskammer des Saarlandes.

Sabine Graf, Dr., geb. 1962 in Zweibrücken, Studium der Literaturwissenschaft und Philosophie an der Universität des Saarlandes, Promotion über den Schriftsteller Otto Flake und dessen publizistisches Werk zwischen Selbstverständigung und Selbstinszenierung. Arbeitet als Autorin und Kunstkritikerin.

Ulrich Herb, Diplom-Soziologe, Promovend in Informationswissenschaft. Seit 2001 aktiv in der Open-Access- und Open-Knowledge-Szene. Angestellter der Saarländischen Universitäts- und Landesbibliothek, freiberuflicher Journalist und Wissenschaftsberater, universitärer Lehrbeauftragter.

Bernd Reichelt, geb. 1978 in Riedlingen. Studium der Historisch orientierten Kulturwissenschaften in Saarbrücken (Dipl.-Kulturwissenschaftler). Seit 2011 Mitarbeiter im

Forschungsbereich Geschichte und Ethik der Medizin im ZfP Südwürttemberg in Zwiefalten. Dissertation *Fußballsport im dt.-frz. Grenzraum Saarland/Moselle, 1900–1952* an der Universität Kassel. Veröffentlichungen und Vorträge u. a. zur Geschichte des Sports.

Ralph Schock, Dr., geb. 1952 in Ottweiler; Studium der Germanistik und Philosophie, 1984 Dissertation über Gustav Regler. Seit 1987 Literaturredakteur beim Saarländischen Rundfunk. Journalistische und wissenschaftliche Publikationen, zuletzt: *Gustav Regler – Klaus Mann – Briefwechsel*, Frankfurt am Main – Basel 2013.

Uschi Schmidt-Lenhard arbeitet z. Zt. als Dozentin an VHS und Uni mit den Themengebieten Deutsch als Fremdsprache, Autobiographie und Wolfgang Staudte. Mitbegründerin der Wolfgang-Staudte-Gesellschaft. Autorin von kulturellen und wissenschaftlichen Beiträgen für Hörfunk und Zeitungen.

Herbert Temmes, geb. 1969, Studium der Geschichte und Germanistik; MBA Gesundheitsökonomie; Geschäftsführer der Deutschen Multiple Sklerose Gesellschaft LV Saarland e. V.

Igor Torres, geb. 1968 in Concepción/Chile, betreibt zusammen mit Carsten Diez das Architekturbüro baubar | urbanlaboratorium in Saarbrücken, www.baubar.de

Fabian Trinkaus, geb. 1980 in Homburg/Saar, Studium der Geschichtswissenschaft und Germanistik an der Universität des Saarlandes. Promoviert seit 2009 im Fach Geschichte an der Universität des Saarlandes und der Universität Luxemburg zu *Arbeiterexistenzen und -bewegung in der Eisen- und Stahlindustrie*.

Michael Weller, geb. 1975, Rechtsanwalt; einer von zwei Geschäftsführern der Europäischen EDV-Akademie des Rechts gGmbH in Merzig, beteiligt an der Portierung der Creative Commons Public Licenses 3.0 DE, Mitglied des Autorenteam des *juris Praxis-Report IT-Recht* und des *juris AnwaltZertifikatOnline IT-Recht* sowie Mitinitiator der Cultural Commons Collecting Society (C3S).

Rolf Wittenbrock, Dr., ehem. Schulleiter des Deutsch-Französischen Gymnasiums in Saarbrücken und bis 2012 Leiter des Planungsbüros Schwerpunkt Europa an der Universität des Saarlandes. Historiker mit Forschungen zur Stadtgeschichte in der Großregion. Arbeiten zur Geschichtsdidaktik und zur Erinnerungskultur in Deutschland und Frankreich.



LÄNGE SIEBEN. DAS KULTURMAGAZIN AUS
SAARBRÜCKEN. SONNTAGS VON 14.04 UHR BIS
17.00 UHR AUF UKW 91,3.



SONNTAGS 176 MINUTEN
ABENTEUER FÜR DIE OHREN

FREI HAUS!

FREI HAUS!

SONNTAGS 176 MINUTEN ABENTEUER FÜR DIE OHREN

SR2

KULTURRADIO

... gut zu hören.

www.SR2.DE · UKW 91,3